Polem.
2571m

Polem. 2571 m Siebenhaar

Der religiöse Indifferentismus

die

Krankheit unserer Zeit.

Ein Cyclus von Reden

an Geistliche und Schullehrer

von

Dr. F. O. Siebenhaar,
Superintendent in Penig.

BIBLIOTHECA MONACENSIS

Leipzig,
Theodor Thomas.
1842.

Der

religiöse Indifferentismus

die

Krankheit unserer Zeit.

Ein Cyclus von Reden

an Geistliche und Schullehrer

von

Dr. F. O. Siebenhaar,

Superintendent in Penig.

Leipzig,

Theodor Thomas.

1842.

Polem. 257i m Siebenhaar

Der religiöse Indifferentismus die Krankheit unserer Zeit.

Ein Cyclus von Reden

an Geistliche und Schullehrer

von

Dr. F. O. Siebenhaar,
Superintendent in Penig.

BIBLIOTHECA MONACENSIS

Leipzig,
Theodor Thomas.
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sr. Hochwürden

Herrn

D. Christian Abraham Wahl,

K. S. Consistorialrath, Kirchen- und Schulrath ꝛc. in Dresden,

Sr. Hochwürden

Herrn

D. Conrad Benjamin Meißner,

K. S. Kirchen- und Schulrath ꝛc. in Leipzig,

Sr. Hochwürden

Herrn

D. Gotthilf Ferdinand Döhner,

K. S. Kirchen- und Schulrath ꝛc. in Zwickau,

Sr. Hochwürden

Herrn

D. Gottfried Erdmann Petri,

K. S. Kirchen- und Schulrath ꝛc. in Budissin,

aus

inniger Hochachtung

gewidmet

von dem Verfasser.

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter, hoffe ich, werden den Grund ihres Erscheinens in sich selbst tragen. Wäre dieß nicht der Fall, so weiß ich zu ihrer oder auch zu meiner Rechtfertigung kaum etwas zu sagen. Ueber ihre Entstehung jedoch und die Form, in welcher sie erscheinen, mögen mir noch einige Worte vergönnt sein.

Seit dem Jahre **1838** versammeln sich, auf den von mir ausgegangenen Vorschlag, die sämmtlichen Schullehrer der Peniger Diöces, welche zu ihrer weitern Fortbildung in verschiedene Zweigvereine zusammengetreten sind, alljährlich einmal an dem Ephoralorte. An dieser Zusammenkunft nehmen die meisten Pfarrer der Diöces mit Theil; so wie jeder Fremde, welcher dem Lehrstande, im weitesten Umfange des Wortes, angehört, dabei ein sehr willkommner Gast ist. Bei der im Sommer des Jahres **1841** gehaltenen Versammlung wählte ich „den religiösen Indifferentismus, die Krankheit unserer Zeit" zum Gegenstande meines Vortrages, konnte aber natürlich, bei der Kürze der Zeit, den Stoff nur in allgemeinen Umrissen besprechen.

Mich selbst hatte das Thema schon längere Zeit beschäftigt, und in dem Glauben, daß der Gegenstand wohl eine weitere Behandlung verdiene, führte ich, unter Beibehaltung der ursprünglichen Form, das, was zunächst in jenem Kreise von lauter Berufsgenossen gesprochen worden war, etwas weiter aus. Möge meine Hoffnung, daß ich mit dieser kleinen Arbeit vielleicht auch im weitern Kreise Nutzen schaffen, und Manchen darauf aufmerksam machen könne, wohin er als Diener Christi vorzugsweise zu wirken, welchen Feind er namentlich zu bekämpfen habe, mich nicht getäuscht haben! Möge man daraus ersehen, daß es auch mir, wie vielen Andern, rechter Ernst ist, für die Erweckung eines frommen Sinnes nach Kräften zu arbeiten! Legt Gott, der Allgütige, seinen Segen auf diese Blätter, so will ich ihm von ganzen Herzen danken. Ihm seien sie empfohlen!

Penig, am 8. Juni 1842.

Dr. F. O. Siebenhaar.

Erste Rede.

Des Himmels Gestalt könnet ihr beurtheilen: könnet ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit beurtheilen?

Wenn ich mir den Zweck unsers Vereins recht klar denke, meine Herrn und theuern Freunde, so fühle ich mich hoch geehrt und tief bewegt. Einen Kreis von Männern sehe ich um mich versammelt, welche alle ohne Ausnahme dem Lehrerberufe angehören. Die Jugendlehrer, denen im ganzen Umfange unsrer Diöces die Bildung des heranwachsenden Geschlechts anvertraut ist, sind mit sehr wenigen Ausnahmen alle erschienen; und von den Dienern der Kirche, den Seelsorgern unsrer Gemeinden, haben die meisten sich gleichfalls mit eingefunden, weil sie der Ueberzeugung leben, daß Kirche und Schule nur ein Ziel verfolgen, daß Schullehrer und Seelsorger einer großen Familie angehören. Wenn ich nun zu Ihnen sprechen soll, so ist mir's, als sähe ich die Abgeordneten aller einzelnen Gemeinden vor mir, als ließen die einzelnen Gemeinden durch ihre Stellvertreter fragen: was thut wohl vorzugsweise noth? worauf sollen wir vorzugsweise unsre Aufmerksamkeit hinrichten? Und die Abgeordneten sind gut gewählt; denn mögen auch in jeder Gemeinde Einzelne, ja Viele sich finden, denen das eigentlich geistige Wohl der Gesammtheit recht am Herzen liegt; wir, die hier Versammelten, wir dürfen schon unsres Amtes wegen in dieser Beziehung keinem Andern nachstehen. Das ist's, weshalb ich mich durch die Verpflichtung, zu Ihnen

zu sprechen, so hoch geehrt fühle. Selten nur hat jemand einen Kreis von Zuhörern um sich, von denen jeder Einzelne auf den zu behandelnden Gegenstand im Allgemeinen so gut vorbereitet, und für denselben so erwärmt wäre; und jeder Einzelne der Erschienenen vertritt gleichsam eine ganze zahlreiche Gemeinde in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens. Darum fühle ich mich aber auch so tief bewegt. Mir bangt nicht etwa, daß ich durch meine Worte großen Schaden stiften könne. Denn da Sie insgesammt sich gewöhnt haben, niemanden blindlings auf das bloße Wort zu glauben, sondern da Sie jederzeit die einzelnen Behauptungen mit dem zusammenhalten, was Sie sonst für richtig und wahr erkannt haben, so würde, wenn ich etwas Unbegründetes ausspräche, oder etwas Schädliches empfehlen wollte, sehr bald Ihr richtiges Gefühl das Wahre finden und den Irrthum verbessern. Dann aber wären wenigstens diese Stunden verloren, und wie niederschlagend für mich, wenn sie durch meine Schuld verloren gingen! Was ich als den eigentlichen Zweck jeder derartigen Versammlung ansehe, das wissen Sie. Ich erwarte und beabsichtige nicht eigentliche Belehrung; nein, es sollen Stunden der geistigen Erhebung sein, wo wir, die überall hin zerstreuten Arbeiter in des Herrn Weinberge, uns einmal recht freudig sagen wollen: es ist ein großes und schönes Werk, zu dessen Förderung wir berufen sind; Gott hat uns hoch geehrt, da er dieß Amt uns anvertraute; wohlan! in Verbindung mit unsern Brüdern wollen wir treu arbeiten, auf daß wir recht viel Segen schaffen. Von dem Redner nun werde ich sprechen, er habe sein Ziel erreicht; den Redner in unserm Kreise werde ich glücklich nennen, welchem es gelingt, die Herzen mächtig zu ergreifen, daß sie in recht freudiger Bewegung schlagen, so daß jeder Einzelne die Versammlung verläßt mit dem, wenn auch nicht in bestimmten Worten ausgesprochenen, so doch tief im Herzen ruhenden Vorsatze: mag mein Amt auch vor der Welt nur wenig gelten, und mag mir's auch der Beschwerden noch so viele bringen, ich will nicht allein treu aushalten, sondern auch dem Herrn vertrauen, daß meine Arbeit nicht vergeblich sein werde. Diese Stimmung in Ihnen zu wecken, ja das ist mein Wunsch, und darum fühle ich mich tief bewegt. Mich erhebt Ihr Vertrauen, aber es ergreift mich auch die Besorgniß, ob ich Ihren gerechten Wünschen entsprechen werde.

Dießmal nun drängt sich mir der Wunsch auf, einen Gegenstand mit Ihnen zu besprechen, welcher mich immer und immer wieder beschäftigt; ich möchte Sie alle recht dringend zu einer kräftigen Mitwirkung im Kampfe gegen einen Feind auffordern, welcher alles wahre, geistige Wohl untergräbt, der aber gerade in unsrer Zeit vorzugsweise erstarkt ist; ich meine zu dem Kampfe gegen den religiösen Indifferentismus unserer Zeit. Das ist ja, worüber unter den Denkenden gar keine Meinungsverschiedenheit statt findet, das ist ja recht eigentlich die Krankheit unsrer Zeit, das ist das Uebel, welches alle Kräfte lähmt und alle Bestrebungen der Bessern ziemlich vergeblich macht.

Es wird nöthig sein, daß wir erst einige Worte über Zeitgeist im Allgemeinen vorausschicken, ehe wir den Geist unserer Zeit und seine Verirrungen näher kennen lernen.

Es wechselt Alles im menschlichen Leben, die Ansichten und die Bestrebungen der einzelnen Menschen nicht nur, sondern eben so gut die des ganzen Menschengeschlechts. Was in dem einen Zeitalter als wahr, wichtig und wünschenswerth galt, das wird von der folgenden Generation vielleicht schon bezweifelt und bestritten, oder als gleichgültig angesehen. Jedes Zeitalter denn hat seine besondern Eigenthümlichkeiten, seinen besondern Charakter. Das ist's, was man gewöhnlich unter Zeitgeist versteht. Wenn die entschiedene Mehrzahl derer, welche als die Gebildeten gelten, irgend eine bestimmte Ansicht im Glauben und Leben verfolgt, so nennen wir dieß alle den Charakter, den Geist der Zeit. Der Einzelne kann den Geist der Zeit nicht bilden, es wäre denn, daß er eine mehr als menschliche Gewalt besäße, es wäre denn, daß von ihm Ströme der göttlichen Weisheit ausgingen. Immer sind es Mehrere, welche an der Spitze stehen, und zwar die sogenannten Gebildeten im Volke. Sie geben den Ton an, und die große Menge, welche so äußerst selten mit eigenen Augen zu sehen, nach dem eigenen, richtigen Gefühle zu urtheilen versteht, sie fällt den mit großer Zuversicht geäußerten Ansichten bei und theilt sie bald ohne Widerspruch.

Wir bilden alle diesen Geist der Zeit mit, aber wir stehen auch alle unter dem Einflusse dieses Geistes der Zeit; es fällt dem Einzelnen außerordentlich schwer,

sich über diesen Geist der Zeit, über die herrschenden Ansichten und Grundsätze, zu erheben; es ist außerordentlich schwer, dem Zeitgeiste, wenn er sich als ein verkehrter darstellt, entgegenzuarbeiten, und ihm nach und nach eine andere Richtung, eine andere Form zu geben.

Wir stehen alle unter dem Einflusse dieses Geistes der Zeit. Denn eben unter dem Zeitgeiste verstehen wir die Summe der in irgend einem Zeitalter herrschenden Ideen. Wie sorgfältig jemand auch an seiner geistigen und sittlichen Bildung arbeitet, wie frei er sich von allen äußern Einwirkungen zu erhalten sucht, er wird dennoch immer bald mehr, bald weniger von der in seinem Zeitalter herrschenden Denkart berührt werden. Denn wir nehmen alle anfänglich das, was uns von Andern gesagt wird, auf Treue und Glauben an, weil wir noch nicht im Stande sind, selbst die Wahrheit zu prüfen. Und wie sollten wir auch darauf kommen, es von vornherein nicht glauben zu wollen, wenn uns etwas von allen Seiten als wahr, als nothwendig, als sittlich erlaubt oder verboten genannt wird! Was wir von Jugend an hören, und was uns von allen Seiten wiederholt wird, das prägt sich uns so tief ein, daß wir kaum jemals davon wieder loskommen können, daß es fast zu unserm eignen Wesen zu gehören scheint. So sind wir alle Kinder der Zeit auch in der Bedeutung, daß wir alle den Geist, die Ansichten theilen, welche während unsrer Lebensdauer sich vorzugsweise geltend gemacht haben. Dieß gilt selbst von den Tüchtigsten zu jeder Zeit; sie haben sich den Kreis ihrer Ideen nicht selbst gebildet, sondern von der Gesammtmasse ihrer Umgebungen empfangen. So waren die Jünger des Herrn Mitglieder des jüdischen Volkes, und theilten die Ansichten, welche damals allgemein verbreitet waren. Ihre Erwartungen von Christo waren im Anfange ganz dieselben, welche auch bei dem übrigen Volke sich fanden, wie wir dieß in vielen schlagenden Beispielen hervortreten sehen. Die Mutter des Jacobus und Johannes wünschte, ihren beiden Söhnen möchten die ersten Ehrenstellen in dem Reiche überwiesen werden, welches der Herr zu begründen im Begriffe stand; und noch nach der Auferstehung, unmittelbar vor der Himmelfahrt des Herrn, fragen ihn seine Jünger: Herr, wirst du auf diese Zeit wieder auf-

richten das Reich Israel? Sie standen unter dem Einflusse der damals herrschenden Ansichten, und meinten deßhalb, jeder Israelit habe durch seine Geburt schon einen gewissen Anspruch auf den Eintritt zu der durch den Herrn begründeten Gesellschaft, während alle Nichtisraeliten davon ausgeschlossen bleiben sollten; und dem Petrus machte es ein großes Bedenken, als er zu dem Römischen Hauptmanne Cornelius berufen ward, um diesem das Evangelium zu verkündigen. Es bedurfte bei ihm erst einer besondern Offenbarung, ehe er zu der Ansicht sich erheben konnte, daß Gott die Person nicht ansehe, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der sei ihm angenehm. Und die übrigen Apostel und Brüder wunderten sich nicht wenig, daß auch die Heiden Gottes Wort angenommen hatten, und sprachen, als ob sie sich selbst noch nicht recht in die neue Ordnung der Dinge finden könnten: so hat Gott auch den Heiden Buße gegeben zum Leben! — So stand unser großer Luther nicht weniger unter dem Einflusse des Geistes seiner Zeit. Er hatte ja in seiner Jugend und auch späterhin durch seinen ganzen Bildungsgang die Vorurtheile, die Ansichten mit einsaugen müssen, welche damals, als unbestritten richtig, allgemein geglaubt und allgemein empfohlen wurden. Wir sind allerdings gewohnt, ihn uns als den entschiedenen Gegner des Pabstthums zu denken. Als er aber jene berühmten Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, in welchen er sich gegen den schamlosen Wucher erklärte, der mit den sogenannten Ablaßzeddeln getrieben wurde, kam es ihm noch gar nicht bei, die Befugniß des Röm. Bischofs, den Menschen die Sünden zu vergeben, im Allgemeinen zu bestreiten, sondern er tadelte nur den Mißbrauch, welcher damit von den untergeordneten Dienern getrieben wurde. Weil man ihn aber angriff, und er gegen solche Angriffe sich vertheidigen sollte, forschte er in der Schrift, und kam allmälig zu der Ueberzeugung, daß Sünden zu vergeben und Sünden zu behalten überhaupt keinem Menschen zukomme, daß es ein Eingriff in Gottes Rechte sei, wenn jemand dieß thun zu dürfen behaupte. Noch aber zweifelte er damals nicht daran, daß der Pabst wirklich Statthalter Christi und rechtmäßiges Oberhaupt der christlichen Kirche sei. Erst allmälig dämmerte das Licht vor seinen Augen, und erst schüchtern, dann immer sicherer und entschiedener trat er mit der Behauptung hervor, es sei eine Lüge, welche sich

Mich selbst hatte das Thema schon längere Zeit beschäftigt, und in dem Glauben, daß der Gegenstand wohl eine weitere Behandlung verdiene, führte ich, unter Beibehaltung der ursprünglichen Form, das, was zunächst in jenem Kreise von lauter Berufsgenossen gesprochen worden war, etwas weiter aus. Möge meine Hoffnung, daß ich mit dieser kleinen Arbeit vielleicht auch im weitern Kreise Nutzen schaffen, und Manchen darauf aufmerksam machen könne, wohin er als Diener Christi vorzugsweise zu wirken, welchen Feind er namentlich zu bekämpfen habe, mich nicht getäuscht haben! Möge man daraus ersehen, daß es auch mir, wie vielen Andern, rechter Ernst ist, für die Erweckung eines frommen Sinnes nach Kräften zu arbeiten! Legt Gott, der Allgütige, seinen Segen auf diese Blätter, so will ich ihm von ganzen Herzen danken. Ihm seien sie empfohlen!

Penig, am 8. Juni 1842.

Dr. F. O. Siebenhaar.

Erste Rede.

Des Himmels Gestalt könnet ihr beurtheilen: könnet ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit beurtheilen?

Wenn ich mir den Zweck unsers Vereins recht klar denke, meine Herrn und theuern Freunde, so fühle ich mich hoch geehrt und tief bewegt. Einen Kreis von Männern sehe ich um mich versammelt, welche alle ohne Ausnahme dem Lehrerberufe angehören. Die Jugendlehrer, denen im ganzen Umfange unsrer Diöces die Bildung des heranwachsenden Geschlechts anvertraut ist, sind mit sehr wenigen Ausnahmen alle erschienen; und von den Dienern der Kirche, den Seelsorgern unsrer Gemeinden, haben die meisten sich gleichfalls mit eingefunden, weil sie der Ueberzeugung leben, daß Kirche und Schule nur ein Ziel verfolgen, daß Schullehrer und Seelsorger einer großen Familie angehören. Wenn ich nun zu Ihnen sprechen soll, so ist mir's, als sähe ich die Abgeordneten aller einzelnen Gemeinden vor mir, als ließen die einzelnen Gemeinden durch ihre Stellvertreter fragen: was thut wohl vorzugsweise noth? worauf sollen wir vorzugsweise unsre Aufmerksamkeit hinrichten? Und die Abgeordneten sind gut gewählt; denn mögen auch in jeder Gemeinde Einzelne, ja Viele sich finden, denen das eigentlich geistige Wohl der Gesammtheit recht am Herzen liegt; wir, die hier Versammelten, wir dürfen schon unsres Amtes wegen in dieser Beziehung keinem Andern nachstehen. Das ist's, weshalb ich mich durch die Verpflichtung, zu Ihnen

zu sprechen, so hoch geehrt fühle. Selten nur hat jemand einen Kreis von Zuhörern um sich, von denen jeder Einzelne auf den zu behandelnden Gegenstand im Allgemeinen so gut vorbereitet, und für denselben so erwärmt wäre; und jeder Einzelne der Erschienenen vertritt gleichsam eine ganze zahlreiche Gemeinde in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens. Darum fühle ich mich aber auch so tief bewegt. Mir bangt nicht etwa, daß ich durch meine Worte großen Schaden stiften könne. Denn da Sie insgesammt sich gewöhnt haben, niemanden blindlings auf das bloße Wort zu glauben, sondern da Sie jederzeit die einzelnen Behauptungen mit dem zusammenhalten, was Sie sonst für richtig und wahr erkannt haben, so würde, wenn ich etwas Unbegründetes ausspräche, oder etwas Schädliches empfehlen wollte, sehr bald Ihr richtiges Gefühl das Wahre finden und den Irrthum verbessern. Dann aber wären wenigstens diese Stunden verloren, und wie niederschlagend für mich, wenn sie durch meine Schuld verloren gingen! Was ich als den eigentlichen Zweck jeder derartigen Versammlung ansehe, das wissen Sie. Ich erwarte und beabsichtige nicht eigentliche Belehrung; nein, es sollen Stunden der geistigen Erhebung sein, wo wir, die überall hin zerstreuten Arbeiter in des Herrn Weinberge, uns einmal recht freudig sagen wollen: es ist ein großes und schönes Werk, zu dessen Förderung wir berufen sind; Gott hat uns hoch geehrt, da er dieß Amt uns anvertraute; wohlan! in Verbindung mit unsern Brüdern wollen wir treu arbeiten, auf daß wir recht viel Segen schaffen. Von dem Redner nun werde ich sprechen, er habe sein Ziel erreicht; den Redner in unserm Kreise werde ich glücklich nennen, welchem es gelingt, die Herzen mächtig zu ergreifen, daß sie in recht freudiger Bewegung schlagen, so daß jeder Einzelne die Versammlung verläßt mit dem, wenn auch nicht in bestimmten Worten ausgesprochenen, so doch tief im Herzen ruhenden Vorsatze: mag mein Amt auch vor der Welt nur wenig gelten, und mag mir's auch der Beschwerden noch so viele bringen, ich will nicht allein treu aushalten, sondern auch dem Herrn vertrauen, daß meine Arbeit nicht vergeblich sein werde. Diese Stimmung in Ihnen zu wecken, ja das ist mein Wunsch, und darum fühle ich mich tief bewegt. Mich erhebt Ihr Vertrauen, aber es ergreift mich auch die Besorgniß, ob ich Ihren gerechten Wünschen entsprechen werde.

Dießmal nun drängt sich mir der Wunsch auf, einen Gegenstand mit Ihnen zu besprechen, welcher mich immer und immer wieder beschäftigt; ich möchte Sie alle recht dringend zu einer kräftigen Mitwirkung im Kampfe gegen einen Feind auffordern, welcher alles wahre, geistige Wohl untergräbt, der aber gerade in unsrer Zeit vorzugsweise erstarkt ist; ich meine zu dem Kampfe gegen den religiösen Indifferentismus unserer Zeit. Das ist ja, worüber unter den Denkenden gar keine Meinungsverschiedenheit statt findet, das ist ja recht eigentlich die Krankheit unsrer Zeit, das ist das Uebel, welches alle Kräfte lähmt und alle Bestrebungen der Bessern ziemlich vergeblich macht.

Es wird nöthig sein, daß wir erst einige Worte über Zeitgeist im Allgemeinen vorausschicken, ehe wir den Geist unserer Zeit und seine Verirrungen näher kennen lernen.

Es wechselt Alles im menschlichen Leben, die Ansichten und die Bestrebungen der einzelnen Menschen nicht nur, sondern eben so gut die des ganzen Menschengeschlechts. Was in dem einen Zeitalter als wahr, wichtig und wünschenswerth galt, das wird von der folgenden Generation vielleicht schon bezweifelt und bestritten, oder als gleichgültig angesehen. Jedes Zeitalter denn hat seine besondern Eigenthümlichkeiten, seinen besondern Charakter. Das ist's, was man gewöhnlich unter Zeitgeist versteht. Wenn die entschiedene Mehrzahl derer, welche als die Gebildeten gelten, irgend eine bestimmte Ansicht im Glauben und Leben verfolgt, so nennen wir dieß alle den Charakter, den Geist der Zeit. Der Einzelne kann den Geist der Zeit nicht bilden, es wäre denn, daß er eine mehr als menschliche Gewalt besäße, es wäre denn, daß von ihm Ströme der göttlichen Weisheit ausgingen. Immer sind es Mehrere, welche an der Spitze stehen, und zwar die sogenannten Gebildeten im Volke. Sie geben den Ton an, und die große Menge, welche so äußerst selten mit eigenen Augen zu sehen, nach dem eigenen, richtigen Gefühle zu urtheilen versteht, sie fällt den mit großer Zuversicht geäußerten Anstchten bei und theilt sie bald ohne Widerspruch.

Wir bilden alle diesen Geist der Zeit mit, aber wir stehen auch alle unter dem Einflusse dieses Geistes der Zeit; es fällt dem Einzelnen außerordentlich schwer,

sich über diesen Geist der Zeit, über die herrschenden Ansichten und Grundsätze, zu erheben; es ist außerordentlich schwer, dem Zeitgeiste, wenn er sich als ein verkehrter darstellt, entgegenzuarbeiten, und ihm nach und nach eine andere Richtung, eine andere Form zu geben.

Wir stehen alle unter dem Einflusse dieses Geistes der Zeit. Denn eben unter dem Zeitgeiste verstehen wir die Summe der in irgend einem Zeitalter herrschenden Ideen. Wie sorgfältig jemand auch an seiner geistigen und sittlichen Bildung arbeitet, wie frei er sich von allen äußern Einwirkungen zu erhalten sucht, er wird dennoch immer bald mehr, bald weniger von der in seinem Zeitalter herrschenden Denkart berührt werden. Denn wir nehmen alle anfänglich das, was uns von Andern gesagt wird, auf Treue und Glauben an, weil wir noch nicht im Stande sind, selbst die Wahrheit zu prüfen. Und wie sollten wir auch darauf kommen, es von vornherein nicht glauben zu wollen, wenn uns etwas von allen Seiten als wahr, als nothwendig, als sittlich erlaubt oder verboten genannt wird! Was wir von Jugend an hören, und was uns von allen Seiten wiederholt wird, das prägt sich uns so tief ein, daß wir kaum jemals davon wieder loskommen können, daß es fast zu unserm eignen Wesen zu gehören scheint. So sind wir alle Kinder der Zeit auch in der Bedeutung, daß wir alle den Geist, die Ansichten theilen, welche während unsrer Lebensdauer sich vorzugsweise geltend gemacht haben. Dieß gilt selbst von den Tüchtigsten zu jeder Zeit; sie haben sich den Kreis ihrer Ideen nicht selbst gebildet, sondern von der Gesammtmasse ihrer Umgebungen empfangen. So waren die Jünger des Herrn Mitglieder des jüdischen Volkes, und theilten die Ansichten, welche damals allgemein verbreitet waren. Ihre Erwartungen von Christo waren im Anfange ganz dieselben, welche auch bei dem übrigen Volke sich fanden, wie wir dieß in vielen schlagenden Beispielen hervortreten sehen. Die Mutter des Jacobus und Johannes wünschte, ihren beiden Söhnen möchten die ersten Ehrenstellen in dem Reiche überwiesen werden, welches der Herr zu begründen im Begriffe stand; und noch nach der Auferstehung, unmittelbar vor der Himmelfahrt des Herrn, fragen ihn seine Jünger: Herr, wirst du auf diese Zeit wieder auf-

richten das Reich Israel? Sie standen unter dem Einflusse der damals herrschenden Ansichten, und meinten deßhalb, jeder Israelit habe durch seine Geburt schon einen gewissen Anspruch auf den Eintritt zu der durch den Herrn begründeten Gesellschaft, während alle Nichtisraeliten davon ausgeschlossen bleiben sollten; und dem Petrus machte es ein großes Bedenken, als er zu dem Römischen Hauptmanne Cornelius berufen ward, um diesem das Evangelium zu verkündigen. Es bedurfte bei ihm erst einer besondern Offenbarung, ehe er zu der Ansicht sich erheben konnte, daß Gott die Person nicht ansehe, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der sei ihm angenehm. Und die übrigen Apostel und Brüder wunderten sich nicht wenig, daß auch die Heiden Gottes Wort angenommen hatten, und sprachen, als ob sie sich selbst noch nicht recht in die neue Ordnung der Dinge finden könnten: so hat Gott auch den Heiden Buße gegeben zum Leben! — So stand unser großer Luther nicht weniger unter dem Einflusse des Geistes seiner Zeit. Er hatte ja in seiner Jugend und auch späterhin durch seinen ganzen Bildungsgang die Vorurtheile, die Ansichten mit einsaugen müssen, welche damals, als unbestritten richtig, allgemein geglaubt und allgemein empfohlen wurden. Wir sind allerdings gewohnt, ihn uns als den entschiedenen Gegner des Pabstthums zu denken. Als er aber jene berühmten Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, in welchen er sich gegen den schamlosen Wucher erklärte, der mit den sogenannten Ablaßzeddeln getrieben wurde, kam es ihm noch gar nicht bei, die Befugniß des Röm. Bischofs, den Menschen die Sünden zu vergeben, im Allgemeinen zu bestreiten, sondern er tadelte nur den Mißbrauch, welcher damit von den untergeordneten Dienern getrieben wurde. Weil man ihn aber angriff, und er gegen solche Angriffe sich vertheidigen sollte, forschte er in der Schrift, und kam allmälig zu der Ueberzeugung, daß Sünden zu vergeben und Sünden zu behalten überhaupt keinem Menschen zukomme, daß es ein Eingriff in Gottes Rechte sei, wenn jemand dieß thun zu dürfen behaupte. Noch aber zweifelte er damals nicht daran, daß der Pabst wirklich Statthalter Christi und rechtmäßiges Oberhaupt der christlichen Kirche sei. Erst allmälig dämmerte das Licht vor seinen Augen, und erst schüchtern, dann immer sicherer und entschiedener trat er mit der Behauptung hervor, es sei eine Lüge, welche sich

durch die Geschichte der Menschheit hindurch ziehe, wenn der Bischof von Rom sich den Statthalter Christi nenne, denn Christus brauche einen solchen Stellvertreter nicht, und die Kirche könne bestehen ohne ein sichtbares Oberhaupt. Man war zu Luthers Zeiten allgemein überzeugt, daß boshafte Menschen, entweder um sich zu bereichern, oder um bei ihren Vergehungen vor der Strafe sich zu sichern, oder auch nur in der Absicht, um Andern Schaden zuzufügen, mit bösen Geistern einen Bund eingehen könnten. In der 2. Hälfte des 15. Jahrh. (1484) hatte der Pabst Innocenz der VIII. den Befehl gegeben, daß die weltliche Obrigkeit, namentlich in Deutschland, auf solche Zauberer, als Verbündete des Satans, ein achtsames Auge haben, und wenn man die unglücklichen Menschen durch alle nur denkbare Martern endlich zum Geständnisse ihrer Schuld gebracht hatte, dieselben unnachsichtig mit dem Feuertode bestrafen sollte. Damals war es unbestrittener Glaubenssatz, daß der Satan darauf ausgehe, durch boshafte Menschen, welche in seinem Solde stünden, die Kirche zu verwüsten. Wollen wir Luthern und seine Freunde darüber tadeln, daß sie noch diese und andere Arten des Aberglaubens theilten? daß sie noch glaubten, man könne die Zukunft des Menschen in der Stellung der Gestirne lesen, und die Cometen mit ihren langen Schweifen seien Vorboten eines nahenden Unglücks? daß sie noch an der fast zauberischen Kraft mancher Worte und Zeichen festhielten? — Wir nennen es unnatürlich, daß die einzelnen christl. Partheien sich unter einander anfeinden und verfolgen. Ehemals aber, vor zwei bis dreihundert Jahren, lag es durchaus im Geiste der Zeit, daß kein Lutheraner mit einem Katholiken oder mit einem Reformirten in nähere Verbindung trat, gleich als könnte oder müßte er durch solchen Umgang vergiftet werden; es war allgemein angenommen, daß die verschiedenen Partheien einander anfeinden m ü ß t e n. Hören wir nun von recht tüchtigen, einsichtsvollen Männern jener Zeit, so glauben wir, sie werden entschieden eine Ausnahme von dieser Richtung ihrer Zeit gemacht haben. Allein wir irren uns darin gar oft oder fast immer. Billigte doch der sanfte Melanchthon das Verfahren Calvins, welcher den unglücklichen Servet dem Feuertode überantwortet hatte! — Und haben wir denn nicht, wenn auch nur theilweise Aehnliches selbst erlebt? Wie das Volk von einem

Revolutionsschwindel erfaßt mit einem Male die Staaten umstoßen und neue Verfassungen einführen wollte; wie man da auf einmal von einer völligen Emancipation Aller von jeder Beschränkung und Bevormundung träumte! Die Ansichten, daß die alten Staatsverfassungen sich überlebt haben, daß jedem ohne Ausnahme gleiche Rechte zukommen, waren von der Gesammtmasse einmal angenommen worden, und selbst von denen, welche sonst ruhig und besonnen sich zeigen, ließen nicht Wenige sich zu Handlungen und zu Aeußerungen fortreißen, vor denen sie unter andern Verhältnissen erschrocken, oder wenigstens erröthet wären. Doch es bedarf der weitern Nachweisung nicht mehr, denn jedermann fühlt es, wir alle ohne Ausnahme stehen unter dem gewaltigen Einflusse des Zeitgeistes; es werden uns durch denselben, je nachdem er selbst das Richtige gefunden hat oder auf Abwege verleitet worden ist, Wahrheiten und Irrthümer zugeführt und fast unmerklich eingehaucht.

Eben deßhalb ist es so schwer, sich über den Geist seiner Zeit zu erheben. Möglich ist es allerdings bei einem klaren, richtigen Blicke, einem warmen, lebendigen Gefühle, einem kräftigen Willen. Wo aber finden sich alle diese Eigenschaften in einem schönen Vereine! Ein scharfer, durchdringender Blick wird vorausgesetzt, wenn jemand den Geist seiner Zeit, nach seinen guten, wie nach seinen schlechten Seiten hin, durchschauen und richtig beurtheilen soll. Da muß fast jeder einzelne Satz, der nur durch Ueberlieferung von Einem auf den Andern übertragen wird, genau angesehen, nach seinem Inhalte zerlegt und gründlich geprüft werden. Wann aber soll dieß geschehen? In der Jugend ist dieß nicht wohl möglich, denn da ist der Geist des Menschen eben noch vorzugsweise damit beschäftigt, Eindrücke aufzunehmen, da muß der Mensch lernen, und fast auf's Wort glauben. In den spätern Lebensjahren aber sind die Ansichten schon so fest gewurzelt, die Vorurtheile mit der ganzen Lebensansicht so innig verschmolzen, daß die meisten Menschen schon deshalb ihren Irrthum nicht erkennen und nicht erkennen wollen, weil sie ihn von Jugend auf gehegt, mit der Muttermilch eingesogen, mit ihrem übrigen Denken in Uebereinstimmung zu bringen gesucht haben. Und weil sie es dann von allen Seiten wiederholen und bestätigen hörten, weil niemals ein ernster Zweifel dagegen erhoben worden ist, geben sich die Aller-

meisten sorglos dem hin, was die Zeit lobt und empfiehlt, und denken gar nicht daran, daß es möglich sei, anders zu urtheilen und anders zu handeln. Gleichwohl haben die großen, die edlern Geister sich über den Geist ihrer Zeit immer erhoben, haben zwar das Gute davon anerkannt und beibehalten, aber die Verirrungen, die schiefen Richtungen nicht darum gehegt oder vertheidigt, weil sie zu ihrer Zeit allgewöhnlich waren. Wir sind ja nicht unbedingt an das gewiesen, was Andere sprechen, wir können doch auch mit eignen Augen sehen, und mit eignem Verstande prüfen. So theilte nach allen Nachrichten, welche uns über ihn erhalten worden sind, Sokrates weder den religiösen Glauben, noch die sittlichen Grundsätze seiner Zeit; sondern wie er innerlich überzeugt war, es gebe nur einen Gott, dieser aber sei vollkommen in seinem ganzen Wesen, so erhob er sich auch durch richtiges, ernstes Nachdenken über die Natur des Menschen und seine angebornen Kräfte zu einer reinern Ansicht über den Umfang der menschlichen Pflicht, und stellte an sich und seine Umgebungen weit strengere Forderungen, als man in jener Zeit zu vernehmen gewohnt war. Daß es möglich sei, sich über den Geist seiner Zeit zu erheben, daß es möglich sei, mitten unter einem verkehrten, im Irrthum befangenen, in Sünden versunkenen Geschlechte, das Wahre zu finden, das Rechte zu üben, sehen wir, um einzelne Belege zu bringen, an Moses. Er war in der Weisheit der Egypter auferzogen; aber er theilte die religiösen Ansichten des Hofes nicht. Er lebte später unter seinen Landsleuten, aber wenn sie zu dem alten Götzendienste wieder herabsinken wollten, weil sie solchen sinnlichen Götzendienst von Jugend an gesehen hatten, so stand er fest und wich und wankte nicht von der erkannten Wahrheit. So setzte sich Petrus, obschon erst nach längerer Ueberlegung, über die Bedenklichkeiten hinweg, daß die Heiden wohl an den Segnungen des Christenthums keinen Antheil haben sollten, denn es leuchtete ihm endlich ein, die bloße Geburt könne ja wohl über die innere Würdigkeit und über den Beruf zur Seligkeit nicht entscheiden. So erhob sich Luther, obschon im Anfange noch ziemlich schüchtern und besorglich, über den blinden Glauben seiner Zeit, und wagte es allmälig, mit eignen Augen zu forschen, mit eignen Augen zu sehen, und warf endlich ein Vorurtheil nach dem andern ab, selbst auf die Gefahr hin, daß er mit seinem Glau-

ben allein dastehen sollte. Aber wie schwer mag es ihm und Allen, die mit ihm in gleicher Lage waren, wie schwer mag es ihnen geworden sein, sich von dem loszusagen, was sie mit der Muttermilch eingesogen hatten, was bei allen ihren Umgebungen noch als unantastbare Wahrheit galt! Wollen wir ihnen einen Vorwurf daraus machen, daß es nur nach und nach in ihnen dämmerte, daß sie nicht mit einem Male die Wahrheit ohne Hülle, ohne entstellenden Zusatz erkannten und aussprachen? Es gehört eine gewisse Resignation dazu, nicht in dem Gleise fortgehen zu wollen, das von allen Andern ausgetreten worden; es gehört ein gewisser Muth dazu, die Wahrheit selbstständig zu suchen, und sich eine neue Bahn zu brechen, und gälte es auch nur, sich über eine Form hinwegzusetzen, welche das Herkommen, oder die Mode streng geheiligt hat. Die Allermeisten fühlen es gar nicht, daß die Form, welche allgewöhnlich ist, im Ganzen doch naturwidrig, unzweckmäßig, ja sogar unverständig ist; und wer dieß erkannt hat, der wagt es nicht, sich über die Forderungen des Welttons, der sogenannten feinen Welt hinwegzusetzen. Ja es ist schwer, sich über den Zeitgeist zu erheben.

Noch schwerer aber ist es, dem Zeitgeiste, wenn er sich als ein verkehrter darstellt, entgegenzuarbeiten, und ihm nach und nach eine andere Richtung, eine andere Form zu geben. Es sind eben die Ansichten und die Bestrebungen der großen entschiedenen Mehrzahl aller Menschen in einer bestimmten Zeit, was wir unter dem Geiste der Zeit verstehen. Wer nun gegen den Geist der Zeit auftritt, der kündigt seinen Umgebungen, der kündigt der ganzen Welt fast den Krieg an. Da treten Einzelne gegen ihn auf, und lästern ihn als einen Eigensinnigen, der Gefallen daran finde, Andern zu widersprechen; da zweifelt man an seinem Geschmacke, namentlich dann, wenn er statt des jetzt Geltenden etwas empfiehlt, was früherhin gewöhnlich gewesen, und nennt dieß veraltet, und behauptet, es passe nicht mehr in das helle Licht der Gegenwart; da treten Andere gegen ihn auf, und verschreien ihn als einen Irrgläubigen, weil er es wage, die religiösen Wahrheiten anzutasten, welche durch das Alterthum geheiligt worden sind, gleich als ob es sich nicht fragte, was wahr ist, sondern was als wahr geglaubt worden ist; da finden sich Viele auch verletzt in ihrem weltlichen Vortheile, und zürnen dem Neuerer, welcher alle Verhältnisse um-

stürzen wolle. Wer nun aber etwas als Irrthum klar erkannt hat, soll der es nicht auch aussprechen? Und wer fest überzeugt ist, daß die religiöse Ansicht seiner Zeit nur neben der Wahrheit, nicht in der Wahrheit stehe, soll der seine richtigere Ansicht verschweigen, zufrieden damit, daß er das Bessere habe?

O gewiß nicht! Es mag sehr schwer sein, dem Zeitgeiste, wenn er sich als ein verkehrter darstellt, entgegenzuarbeiten, und ihm eine andere Richtung zu geben. Dennoch aber ist's Pflicht, Andere nach Möglichkeit darauf aufmerksam zu machen, sei es auch, daß Einzelne in ihrer Sicherheit gestört werden, daß Andere darüber klagen, wenn man sie aus dem sanften Schlummer weckt. So begnügte sich ja Christus nicht, die Wahrheit erkannt zu haben, sondern es jammerte ihn, da er die Menschen sahe, die verschmachtet waren, wie Heerden ohne Hirten, wie sie entweder in ihren Sünden hinlebten, ohne etwas Höheres zu ahnen, oder sich nach dem Frieden der Seele sehnten, und ihn auf ganz falschen Wegen zu finden suchten. Da trat er hervor, dem bessern Geiste vertrauend, ruhig harrend, daß seine Worte Eingang finden würden bei dem bessern Theile der Welt. Und seine Hoffnung ist glänzend in Erfüllung gegangen! Die Strahlen seines Geistes sind ausgegangen in alle Welt, und haben die finstern Geister der Nacht verscheucht, und haben den schlummernden Funken des Guten geweckt, und haben die Herzen erwärmt und den Willen gestählt. Das Senfkorn ist aufgegangen, und hat einen Baum erzeugt, der seine Zweige weithin ausbreitet über die ganze Erde, und Millionen sind gekommen aus allen Weltgegenden, und haben Schutz und Frieden gefunden unter seinem Schatten. Ein neues belebendes Element ward der schlafenden, der erstarrten Menschenwelt eingehaucht; mit göttlicher Gewalt wurde der menschliche Geist vorwärts getrieben. — Dürfen wir wohl Luthern neben Christo nennen? Jedenfalls waren die Verhältnisse einander sehr ähnlich, mit dem Unterschiede jedoch, daß Christus wirklich etwas Neues an das Tageslicht förderte, Luther hingegen nur das Alte wieder zur Geltung erhob. Wie war aber in der langen Nacht des Mittelalters alles geistige Leben erstarrt! Wie hatte man sich lediglich an äußere nichtssagende Formen und Formeln angeklammert, und hatte vergessen, daß jede Form nicht um ihret selbst willen Werth haben

kann, sondern nur dann beibehalten zu werden verdient, wenn sie dem Geiste entspricht, dessen Hülle sie sein soll! Wie war im nahen Zusammenhange mit der engen, willkührlich beschränkten Weltansicht auch das sittliche Gefühl des Menschen verderbt und verworren, so daß man offne Sünden mit einer für uns fast unbegreiflichen Gleichgültigkeit ansahe! Unser Luther erhob sich gläubig und zuversichtlich über den Geist seiner Zeit, und erhellte mit der Fackel des Glaubens, welche er an der heiligen Schrift angezündet hatte, alle geistigen Tiefen des menschlichen Wesens, und hauchte denen, die Gottes Ruf in ihm vernahmen, ein neues, edleres Leben ein. O der Glückliche! Wenn auch die Diener der Finsterniß sich mit Macht gegen ihn regten, und wenn auch das allgewaltige Rom mit seinen Blitzen nicht blos drohte, sondern ihn wirklich vernichten wollte: Gott hatte einen hellen Schein in sein Herz gegeben, daß durch ihn entstünde eine herrliche Klarheit, und die ganze Folgezeit bis auf den heutigen Tag zeugt von der großen Umwandlung, welche der Geist der Zeit durch Luthern und seine Freunde erfahren hat. — Ja es mag recht schwer sein, dem Geiste der Zeit, wenn er als ein verkehrter sich darstellt, nicht blos entgegenzutreten, sondern ihm auch nach und nach eine andere Richtung, eine andere Form zu geben; unmöglich aber ist's bei gutem Willen nicht. Sind doch endlich die Gottesgelehrten, welche eine größere Milde im Urtheile gegen Andersdenkende predigten, und welche anfänglich eben dieser für Gleichgültigkeit ausgeschrienen Milde wegen von der entschiedenen Mehrzahl bekämpft und verfolgt wurden, die edlen Männer, von denen ich nur an Georg Calixtus in Helmstädt erinnern will, sind sie endlich doch durchgedrungen; denn soviel ist gewiß, jetzt gilt das feindselige Schmähen nicht mehr überall als christliche Eigenthümlichkeit. Haben doch Balthasar Becker und Christian Thomasius, welche den Kampf gegen den Glauben an Zauberei und Teufelsbündnisse in einer Zeit begannen, wo der schon für einen Gotteslängner angesehen wurde, welcher die Möglichkeit eines derartigen boshaften Bündnisses in Zweifel zog, haben sie doch endlich den Aberglauben verscheucht, Tausenden dadurch das Leben, und noch Mehrern einerseits den guten Namen gesichert, andererseits die Furcht vor Gespenstern und Zauberformeln benommen. Ist doch neuerdings der Kampf gegen manche verschrobenen,

von dem Auslande angenommenen Sitten, Gewohnheiten und Trachten, der im Anfange mit sehr ungleichen Waffen geführt wurde, zuletzt ein siegreicher geworden. Der Geist der Zeiten wechselt. Was wir denn als falsch erkannt haben, das müssen wir nicht allein selbst aufgeben, das müssen wir in Andern ruhig und beharrlich zu bekämpfen suchen. Wem sollte dieß nun entschiedener zukommen, als dem Stande christlicher Lehrer! Wer ist mehr, als die Glieder dieses Standes, berufen, mit hellem Blicke um sich zu schauen, und den Geist der Zeit zu prüfen! Ihnen gilt vorzugsweise, was der Herr dort (Matth. 16, 3) spricht: Des Himmels Gestalt könnet ihr beurtheilen, könnet ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit beurtheilen? Von niemanden denn, meine theuern Freunde, von niemanden verlangt man mit größerem Rechte, daß er den Geist seiner Zeit beobachte und prüfe und mit dem vergleiche, was nach Gottes heiligem Willen das Erbtheil aller Menschen werden soll, von niemanden verlangt man dieß mit größerm Rechte, als von den Gliedern des christlichen Lehrstandes — also von uns! Und fände sich bei einer derartigen Prüfung und Vergleichung, daß der Geist unsrer Zeit bei allem Guten, das ihm nicht abgesprochen werden soll, in der einen oder der andern Hinsicht ein verkehrter genannt werden müsse, niemanden liegt die Verpflichtung, diese Verkehrtheit zur Sprache zu bringen, und sie durch alle nur denkbare Mittel ruhig zu bekämpfen, mehr ob, als eben wieder dem christlichen Lehrstande!

Fürchten Sie nicht, daß ich auf eine ausführliche Schilderung des Geistes unserer Zeit nach allen Beziehungen eingehen werde. Es möchte dieß allzuweit führen. Aber einige kurze Andeutungen über den religiösen Geist unsrer Zeit kann ich mir allerdings nicht versagen. Es ist dieß die Seite des menschlichen Lebens, welcher unsere Kraft vorzugsweise zugekehrt sein soll. Wie könnte es daher einen Gegenstand geben, welcher sich in einem zahlreichen Vereine christlicher Lehrer mehr zur allgemeinen Besprechung eignete, als gerade dieser! Lassen Sie uns also näher treten, um unsere Zeit nach ihrem religiösen Geiste kennen zu lernen.

Zweite Rede.

Was geschrieben ist, ist uns zur Lehre geschrieben.

Den Geist unserer Zeit wollten wir kennen lernen, also die Ansichten im Glauben und Leben, wodurch die Jetztwelt sich von jeder andern Generation unterscheidet. Da wir nun die Zukunft nicht kennen, so versteht es sich von selbst, daß wir die Gegenwart nur mit der Vergangenheit zu vergleichen haben. Folgen Sie mir denn, meine hochgeehrten Freunde, in die Vorzeit, und lassen Sie uns ein, wenn auch nur sehr flüchtiges, Bild von dem religiösen Leben der Menschen in den frühern Zeitabschnitten entwerfen.

Zu der Zeit, wo Christus der Herr in das Leben eintrat, herrschte im weiten Kreise der Unglaube. Das war die Zeit, in welcher der berühmteste römische Redner sich nicht scheute, es offen auszusprechen, er begreife es nicht, wie ein Priester (Augur) an dem andern vorüber gehen könne, ohne zu lachen. Er wußte es aus vielfacher Erfahrung, die Priester, welche Pfleger des Heiligen sein sollten, glaubten selbst nichts von dem, was sie mit einer erzwungenen, ernsthaften Miene dem Volke glaublich machen wollten; er wußte es, daß die Priester mit allen ihren Formen und ihrem äußern Gepränge nur darauf ausgingen, das Volk zu täuschen. Ach! leider war dieß leicht begreiflich! Die Religionslehre der alten Griechen und Römer, wenn wir anders den edlen Ausdruck Religionslehre hier gebrauchen dürfen, war ja durchaus nicht geeignet, die Sehnsucht des frommen Herzens zu befriedigen. Wer sollte denn die Fabeln und Dichtungen für Wahrheit annehmen, womit erfinderische Köpfe ihre Zeitgenossen über den Zusammenhang zwischen Himmel und Erde zu unterhalten versucht hatten. Wer sollte den Sagen von der Zahl der Götter und ihrer Verwandtschaft, wer den Erzählungen über ihre Beschäftigungen und ihre Vergnügungen für reine Wahrheit ansehen, und sich daran erbauen können! Wie sollten nicht gerade die frömmsten Gemüther vielfa-

chen Anstoß nehmen an den Sünden, welche von den nicht blos menschlich, sondern mehr als das von den gar zu sinnlich denkenden und handelnden Göttern ungescheut begangen wurden. Wir wollen es gern zugeben, daß diejenigen, welche jene Göttersagen zuerst ersannen, vielleicht einen tiefern Sinn in die Dichtungen legten, und manche wichtige Wahrheit auf diese Weise in bildlicher Form zu versinnlichen bemüht waren. Allein die große Menge verstand das Gesagte jedenfalls wörtlich. Sobald nun aber das Nachdenken nur einigermaßen erwacht war, mußte jedermann fühlen, die Behauptungen der Priester seien nicht wahr. Das fühlten gewiß nicht blos die Gebildeten im Volke, das lehrte fast jedermann der gesunde Menschenverstand. Freilich wäre es nun möglich gewesen, daß man nur die Form, in welcher die religiösen Wahrheiten von den Priestern geboten wurden, verworfen, dagegen desto begieriger nach der wahren Religion verlangt hätte. Allein für die große Menge fällt die Form, in welcher der religiöse Glaube auftritt, mit dem Wesen selbst zusammen, und mit der Schale geht auch der Kern verloren. Man konnte das nicht glauben, was die Vorzeit über die Götter und den Zusammenhang, welcher zwischen ihnen und den Menschen stattfinden sollte, ausgesprochen hatte, und da man etwas Besseres an die Stelle desselben zu setzen nicht verstand, so läugnete man das Dasein Gottes ganz, und wies die Idee des Göttlichen ganz aus dem innern Leben des Menschen hinweg. Socrates glaubte nach allen darüber vorhandenen Andeutungen und Einzelnheiten die Götterlehre auch nicht; aber er hatte sich über den Geist seiner Zeit erhoben, und fand in sich etwas Edleres und Besseres, was er an die Stelle des Aufgegebenen setzen konnte. So glücklich oder so gebildet waren die Uebrigen nicht. Man wollte von dem Höhern und Göttlichen überhaupt nichts mehr wissen, man hatte sich von Gott abgewendet. Der Unglaube lag im Geiste jener Zeit. Vielleicht, daß Einzelne, weil sie das Trostlose des Unglaubens tief und schmerzlich empfanden, sich innig und wahr nach dem Bessern sehnten. Allein wir hören kaum etwas von ihnen; ihre stille Sehnsucht ging in dem ungläubigen Geiste jener Zeit spurlos unter. Bei diesem weit verbreiteten Unglauben — denn nicht blos die Priester lachten unter sich über ihre eigenen Behauptungen, nicht blos die Denkenderen im Volke hatten die alten Sagen als alten

Aberglauben aufgegeben, sondern auch die Masse des Volks wollte kaum mehr etwas davon hören; — bei diesem weit verbreiteten Unglauben nahm denn auch die Unsittlichkeit auf eine furchtbare Weise überhand, und die Schriftsteller jener Zeit entwerfen uns von dem Leben der sogenannten Gebildeten ein wahrhaft grauenhaftes Bild. Da war keine Spur von frommer Erhebung des Herzens, da fand sich keine Achtung vor den göttl. Gesetzen, sondern in ungläubiger Frechheit spotteten die Machthaber allen Anforderungen der Vernunft und der Sittlichkeit, und machten sich selbst zu Gott.

Durch das Christenthum und seine gewaltige Einwirkung ward der Geist der Zeit wiedergeboren, der Unglaube schwand, und die Herzen schlossen dem erwärmenden Himmelslichte sich auf, welches von Christo, der Sonne der Geisterwelt, ausging. Das ganze Wesen des Christenthums ist durch und durch gläubig, es fordert und fördert entschieden den Glauben. In unserm Kreise, vor lauter christlichen Lehrern, bedarf es nicht erst der ausführlichen Nachweisung, mit welcher Entschiedenheit Christus der Herr überall auf den Glauben dringt. Wir verstehen aber unter Glauben nicht etwa die willige Annahme einer bestimmten Summe von einzelnen Wahrheiten, welche sich auf die Verhältnisse Gottes zu der Welt und zu ihren einzelnen Theilen beziehen, sondern wir nennen Glauben den Zustand oder das Wesen des Menschen, welcher alle Kräfte seines Geistes auf das Höhere, Uebersinnliche, Göttliche bezieht. In dieser Hinsicht ist der Glaube von der Frömmigkeit kaum sehr verschieden, er ist das Leben in Gott. Diesen frommen Glauben, diese gläubige Frömmigkeit, dieses Leben in Gott hauchte der Herr seinen Jüngern ein, wir wissen nicht, ob wir sagen sollen mehr mittelbar durch seinen Unterricht, oder mehr unmittelbar durch seinen eignen Umgang. Er war ja gewöhnt, Alles im Lichte dieses Gottesglaubens zu erfassen, sein ganzer Geist war unmittelbar gewiß und unmittelbar erfüllt von Gott, als dem Urquell alles Heils und aller Seligkeit; „in seinem Herzen wohnte die unmittelbare Zuversicht auf Gottes ewige Vaterliebe und Treue und allmächtige Hülfe; er erkannte es als seine Speise an, zu thun den Willen seines Vaters im Himmel; von Gott fürchtete er nie geschieden zu werden unter allen Umständen im Leben und im Tode." (Schulz.) Dieser fromme Glaube, diese gläubige Frömmigkeit war das herrliche

Erbtheil seiner großen Jünger, war mehr oder weniger das herrl. Erbtheil aller derer, welche zunächst für das Bekenntniß des Evangeliums gewonnen wurden. Ja in den kleinen Christengemeinden, während der ersten Zeit nach der Einführung der christlichen Kirche, herrschte ein gläubiger Sinn. Die Seelen der Christen waren wirklich hingegeben an das Höhere, sie bezogen wirklich ihr ganzes inneres Sein auf das Göttliche. Da, scheint es, war das Gebet des scheidenden Erlösers zur That und zum Leben geworden: „Heiliger Vater, ich bitte nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden. Auf daß sie alle eins sein, gleich wie du Vater, in mir, und ich in dir; daß auch sie in uns eins sein, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt.“ Es klingt wie eine Schilderung aus einer idealen Welt: die ersten Christen blieben beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet, und waren immer bei einander, und hielten alle Dinge gemein, nahmen die Speise und lobten Gott mit Freuden und einfältigem Herzen, und hatten Gnade bei dem ganzen Volke. Sie waren ein Herz und eine Seele, denn das belebende Element, der Hauch, welcher sie alle gleichmäßig beseelte, das war der Geist des Herrn, das war der fromme Glaube. Ja darum hatten sie auch Gnade bei dem ganzen Volke, denn auch wer ihre rel. Ansichten entweder nicht kannte oder nicht theilte, mußte wenigstens ihrem reinen Leben, ihrem unsträflichen Wandel Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die kleinen Gemeinden verdienten gewiß alle Achtung, die Gemeinden, von welchen der Apostel Paulus mit so großer Liebe, ja fast mit Bewunderung spricht: ich danke meinem Gott, so oft ich eurer gedenke, (was ich allezeit thue in meinem Gebet für euch alle, und thue das Gebet mit Freuden,) über eure Gemeinschaft am Evangelio vom ersten Tage an bis hierher, und bin desselbigen in guter Zuversicht, daß der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen, bis an den Tag Jesu Christi. Wie es denn mir billig ist, daß ich dermaßen von euch allen halte, darum daß ich euch in meinem Herzen trage, als die ihr alle mit mir der Gnade theilhaftig seid.

Es kann sein, daß eine spätere, schon glaubensschwächere Zeit Manches über die Wahrheit hinaus ausgemalt hat, wenn von dem Leben in Gott die Rede ist, wie es bei den ersten Christen sich

fand; wir geben gern zu, daß auch die ersten Christen nicht ganz rein im Leben das darstellten, was die christliche Kirche sein soll, eine Gemeinde der Heiligen. So viel ist aber gewiß, die erste frische, jugendliche Begeisterung, mit welcher mitten in einer glaubensleeren Zeit einzelne warme, fromme Gemüther das dargebotene Heilige erfaßten, trieb herrliche Blüthen und herrliche Früchte. Wußten doch auch die Gegner der neuentstandenen Christengemeinden bei allen ihren Anklagen kaum etwas nur einigermaßen Stichhaltiges vorzubringen; und brauchten doch die Christen das prüfende Auge ruhiger, vorher nicht eingenommener Beobachter nicht zu scheuen. (Plinius.)

O das war eine schöne, eine reiche Zeit! Mit rechter Freude und mit rechter Sehnsucht verweilt das Herz bei solchen Schilderungen einer gläubigen Zeit. Das war — gewiß sagen wir nicht zu viel — das war die Zeit des religiösen Glaubens. Gehoben und getragen von dem frommen Glauben der Menge fühlte sich jeder Einzelne, welcher dem frommen Vereine der Gläubigen beitrat. Der Glaube, das fromme Gottesbewußtsein, lag im Geiste der damaligen Christenwelt.

Leider aber dauerte diese glückliche Zeit nicht allzulange. So wie wir es immer bemerken, daß gedrückte Religionspartheien sich vorzugsweise bestreben, einen reinen Wandel zu führen, schon um durch ihre Sittenreinheit die Anschuldigungen ihrer Gegner widerlegen und beschämen zu können, so zeichneten sich auch die ersten Christen, so lange ihre Kirche von außen gedrückt oder höchstens geduldet wurde, durch ihr Leben vortheilhaft aus. Allein von der Zeit an, wo, nach der Bekehrung Constantin des Großen, die christl. Kirche zur Hof- und Staatsreligion im römischen Reiche erhoben wurde, wo also gar kein Muth und kein großer Entschluß mehr dazu gehörte, sich als Christ zu bekennen, wo vielmehr mit dem christlichen Bekenntnisse gewisse äußere, für den sinnlichen Menschen lockende Vortheile verknüpft wurden, von dieser Zeit an hörte die heilsame Strenge der Christen in ihren Anforderungen an sich selbst nach und nach auf. Der sittliche Zustand der christlichen Welt verschlimmerte sich von Jahrhundert zu Jahrhundert und an die Stelle des Glaubens trat der Aberglaube. Allerdings rühmte man sich fortwährend, daß man sehr großes Gewicht auf den Glauben lege.

Aber was verstand man unter dem reinen Glauben! Es war die Summe willkührlich ersonnener Sätze einer abgeschmackten, von der römischen Hierarchie in Sold genommenen Philosophie, es waren zum großen Theile wilde Ausgeburten des Aberwitzes oder eines blinden Aberglaubens. Mit großem Wohlgefallen führten die gelehrten Theologen des Mittelalters die spitzfindigsten Gegenstände nach allen Seiten hin aus, Gegenstände, welche mit dem christl. Leben entweder in gar keinem Zusammenhange standen, oder erweislicher Weise dem wahren, thatkräftigen, innern Leben sogar Nachtheil bringen mußten; und die Ergebnisse derartiger gelehrter Untersuchungen wurden, wenn man anders so glücklich war, den Röm. Hof zu überzeugen, daß sein Ansehn und seine Macht dadurch gefördert werden könne, von den Päbsten zu Glaubensartikeln erhoben, zu deren gläubiger Annahme jeder Christ bei Verlust seiner Seligkeit — ach! oft auch bei Verlust seines zeitlichen Glückes! — verpflichtet sein sollte. Die sittliche Natur des Menschen übersah man fast ganz, und begnügte sich, den Laien einige Forderungen immer wieder einzuschärfen. Der kam in den Ruf besonderer Heiligkeit, welcher das leere Gepränge der immer mehr sich häufenden Ceremonien mit rechter Sorgfalt beobachtete, welcher gegen die Priesterschaft sich vorzugsweise freigebig bewies, und ihrer Leitung in blinder Unterwürfigkeit sich ergab. Wie nachtheilig auf den religiösen Geist des Volkes mußten doch alle die neuen Erscheinungen der finstern Zeit wirken: die Mönche, welche von aller Arbeit, von jeder verständigen Beschäftigung fern, ihr Leben in fauler Ruhe, in der geistlosesten Andacht hinzubringen strebten, welche die Klöster, diese Wohnsitze der Trägheit, der Schwelgerei und der Wollust, als die Orte priesen, wo der Mensch Gott allein wohlgefallen könne; die Büßungen, welche, ganz abgesehen von der innern Stimmung des Herzens, den Weg zur Versöhnung mit Gott in eben dem Maaße sichern sollten, in welchem sie grausam und naturwidrig waren; die Sündentaxen, welche die schnödeste Habsucht des römischen Hofes erfunden hatte, um von jeder Sünde der Laien einen zeitlichen Gewinn zu ziehen; die ganze Lehre von den stellvertretenden Verdiensten der Heiligen, welche nach der freien Willkühr des röm. Bischofs bald Diesem bald Jenem zu seiner Seligkeit überwiesen werden könnten; auf der einen Seite die unbeugsame Härte, womit man den geringsten Verstoß gegen

die Kirchengesetze rügte, auf der andern Seite dagegen die Schlaffheit, die lachende Gleichgültigkeit, womit man über die schreiendsten Sünden, wie über eine nichtssagende Kleinigkeit, hinwegsahe. Wie sollte der sittliche Ernst bei dem Volke sich noch erhalten können, wenn seine Führer so grundverderbt waren, wenn die Muster der Heiligkeit, welche als unübertreffliche Vorbilder immer empfohlen wurden, zuletzt durch nichts ausgezeichnet waren, als durch ihre mönchische Strenge, ihre abergläubische Werkheiligkeit, ihre völlige Gleichgültigkeit gegen Alles, was sonst dem Menschen heilig und wichtig ist! Wie viel man auch von dem Glauben sprach, das, was man dafür ausgab, war selten von dem Aberglauben unterschieden. Ueberall träumte man von höhern, guten und bösen Geistern, von einer geheimen Einwirkung unsichtbarer Kräfte auf das äußere Leben der Menschen, von einer magisch, zauberisch wirkenden Kraft gewisser Formen und Gebräuche auf das innere Leben, denn durch Zaubermittel — wir können es kaum kürzer und wahrer ausdrücken — durch Zaubermittel wollte man den Himmel und die Seligkeit sich erwerben.

Ueberlegen wir nun, daß dieses Bild sich nicht etwa nur auf eine kurze, vorübergehende Verirrung der christl. Kirche, sondern auf einen tausendjährigen Zeitraum bezieht, so erschrecken wir in der That, daß man die Absichten des Herrn der Kirche so ganz verkennen, daß man das Licht des Christenthums so ganz verdunkeln konnte. Allerdings hat es in allen Jahrhunderten einzelne tüchtige Männer gegeben, welche wohl erkannten, was der Geist des Christenthums sei, und was der Christenheit fromme; tüchtige Männer, welche die sittliche Natur des Menschen mehr berücksichtigt, welche neben dem reinen Glauben auch das reine christliche Leben gepflegt wissen wollten; erleuchtete Männer, deren Stimmen zum Theil noch aus ihren Schriften zu uns herüberreichen. Allein sie konnten bei ihren Umgebungen nicht durchdringen, denn die abergläubige Auffassung des Christenthums, als bloße Werkheiligkeit lag im Geiste jener Zeit. Sobald sie sich erhoben, feindete man sie als ungehorsame Söhne der Kirche, als muthwillige Neuerer, als ungläubige Ketzer an, zog sie vor das Gericht, und zwang sie entweder durch Anwendung aller nur denkbaren Martern zu der Erklärung, daß sie im Irrthum gewesen seien, und daher gern wiederrufen wollten, oder, wenn dieß

nicht gelang, wußte man sich ihrer, freilich auf die empörendste Weise zu erledigen. Kaum daß in einzelnen kleinen, von der römischen Kirche geächteten und vielfach bedrängten Gemeinden sich die Ahnung und die Sehnsucht nach dem Bessern noch erhalten konnte; kaum daß hier an einzelnen wohlthuenden und wahrhaft erhebenden Beispielen der Geist des Christenthums seine heiligende Kraft bewähren durfte. (Waldenser. Mystiker zum Theil.)

Das war jedenfalls eine traurige Zeit, wo man den Glauben in Aberglauben, die christl. Sittenreinheit in Werkheiligkeit verwandelt hatte, wo man christlichen Geist und christliches Leben fast nur außerhalb der allgemeinen christlichen Kirche bei den kleinen Partheien suchen und finden konnte, welche als die Unreinen und Ungläubigen der allgemeinen Verachtung preisgegeben waren. Mit rechter Sehnsucht wünschten aber seit längerer Zeit schon, namentlich seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts einige wahrhaft christliche Lehrer eine Reformation herbei, eine Reformation, welche das ganze Wesen des Christenthums in seiner äußern Erscheinung begriffe, (Kirchenversammlungen in Costnitz, Basel) denn man fühlte es wohl, alle Verhältnisse waren verkehrt, alle Begriffe waren entstellt worden. Nachdem Mehre (Savonarola, Wiklef, Huß) in solchem Kampfe gegen den verkehrten Geist der Zeit Freiheit, Ehre, Blut und Leben eingebüßt hatten, ohne daß im Großen und Ganzen eine heilsame Veränderung eingetreten war, kam endlich ein besserer Geist durch Luther und seine großen Freunde wieder zum Vorschein. Ich sage Luther und seine großen Freunde; denn hätte Luther allein gestanden, (Friedrich der Weise, Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, Sylvester von Schaumburg ꝛc.) wäre nicht im Laufe der Zeit Alles zu einem bessern, reinern Leben schon vorbereitet gewesen, gewiß hätte Luther, wie hoch wir ihn auch stellen, sein Ziel nicht erreicht, gewiß wäre er von der öffentlichen Meinung, dem allgemeinen Hasse der die Finsterniß liebenden Priesterschaft, erdrückt worden. Luther fand nur das Wort, den Ausdruck für das in vielen Herzen sich regende Verlangen, und so wie das Wort ausgesprochen war in einer Weise, welche die hier schlummernde, dort bereits erwachte Sehnsucht mächtig ergriff, fühlten Tausende in den Tiefen ihres Innern die unwiderlegliche Wahrheit des von ihm Gesprochenen. Schon das, was die nächste Veranlassung für Luthern

zu seinem öffentlichen Auftreten war, zeugte davon, daß er über das Wesen und die eigentliche Bedeutung des christlichen Geistes vielfach nachgedacht hatte. Er fühlte sich empört durch die Schamlosigkeit, mit welcher die Ablaßkrämer die allgewaltige Wirkung der päbstlichen Dispensationen anpriesen, durch welche nothwendig die Begriffe des Volkes über Recht und Sittlichkeit, über Schuld und göttliche Strafgerechtigkeit ganz verkehrt werden mußten. Sprachen doch nicht Wenige mit einer schauererregenden Gleichgültigkeit über die von ihnen selbst begangenen Verbrechen, weil sie durch Vorzeigung der päbstl. Ablaßbriefe ihre Straflosigkeit auch vor Gott sich gesichert zu haben meinten; waren doch Andere sogar so weit gegangen, daß sie gegen Geld sich die Erlaubniß für die Zukunft erkaufen wollten, nach ihres Herzens Gelüsten zu sündigen! Wie unser Luther streng war gegen sich selbst, und wie er recht wohl erkannt hatte, in welchem innigen Zusammenhange der fromme Gottesglaube mit einem reinen und unsträflichen Leben stehe, so drang er überall auf Heiligkeit im Leben und im Wandel. Gewiß man würde dem großen Manne, der allerdings den Glauben als das Höchste pries und überall empfahl, sehr Unrecht thun, wenn man behaupten wollte, es sei ihm nur darum zu thun gewesen, eine bestimmte Summe von Glaubenswahrheiten in der von ihm festgestellten Form zur allgemeinen Geltung zu erheben, er habe aber auf das sittliche Leben des Menschen weniger Gewicht gelegt. Im Gegentheil er selbst sahe den Glauben an als das Leben in Gott, und er ward nicht müde, in seinen Predigten, so wie in allen für das Volk berechneten Schriften nicht etwa einen müßigen Glauben, sondern die fromme Gesinnung zu empfehlen, welche, wenn sie den Menschen in eine ununterbrochene Verbindung mit Gott bringt, nothwendig auch ein reines, in Liebe thätiges Leben erzeugt. Durch ihn und die Freunde, welche Gott ihm zuführte, sollte denn der Glaube wiederkehren, und das Dunkel des Aberglaubens verschwinden; nicht durch Zauberkräfte, sondern auf dem von Gott selbst in seinem Worte geordneten Wege sollte jeder Mensch zum Wohlgefallen Gottes und zur Seligkeit einer andern Welt gelangen können.

Diese Zeit, das Reformationszeitalter, möchte ich die Periode des wiedererwachenden Glaubens nennen, so daß bis dahin der Reihe nach der Unglaube, der Glaube, der Aberglaube

geherrscht hatten. Jetzt schien, da das Wort Gottes durch Luthers Bibelübersetzung und seine sonstigen Verdienste den Menschen wieder näher gebracht worden war, jetzt schien ein neuer, ein besserer Geist wenigstens in dem Bereiche der evangelischen Kirche anbrechen zu wollen; dem Aberglauben, der Werkheiligkeit, wie sie von der katholischen Kirche geschätzt und empfohlen worden waren, hatte man entsagt, die fromme Sehnsucht nach dem Bessern, der Wunsch, das Reich Gottes in seiner Heiligkeit und Reinheit herzustellen, war wieder erwacht.

O wäre man nur auf der Bahn, welche die evangel. Kirche in den ersten Jahren eingeschlagen hatte, unverrückt weiter gegangen! Wäre man nur nicht in die Verirrungen einer frühern Zeit zurück verfallen! Leider aber ward die freie Entwickelung des gläubigen Lebens in der christl. Kirche bald nach dem Reformationszeitalter aufgehalten, denn sehr bald gefielen sich die Gottesgelehrten der evangel. Kirche in einem wahrhaft feindseligen Geiste. Man war nur darauf bedacht, die Gegner zu widerlegen, und vergaß darüber zum großen Theil den innern Ausbau des christl. Lebens. An Gegnern aber fehlte es leider den Gottesgelehrten nicht. Schon daß die römisch-katholische Kirche das Bestehen, die weitere Ausbreitung, die innere Entwickelung der neu begründeten evangel. Kirche durchaus nicht dulden wollte, daß namentlich noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (1540) sich der Orden der Jesuiten bildete, welche es recht eigentlich sich zur Aufgabe gemacht hatten, die neuentstandene Kirche entweder wieder zu vernichten oder doch ihre Wirksamkeit zu lähmen, schon die hierdurch nöthig gewordene Abwehr erhobener Anschuldigungen, die Nachweisung des guten Rechtes, in welchem die evangel. Kirche, nach dem Inhalte der heil. Schrift und nach dem Zeugnisse der Geschichte, sich befand, schon dieß nahm die Thätigkeit der evangel. Theologen zum großen Theil in Anspruch. Und wie denn die Angriffe der kathol. Kirche und ihrer Sprecher nicht eben immer in einem würdigen, anständigen Tone gehalten waren, so ließen auch die evangel. Gelehrten, welche auf dergleichen schmähende Anklagen zu antworten sich genöthigt sahen, nicht immer den Geist der Milde und der christl. Duldung in ihren Schriften hervortreten, sondern vergalten Gleiches mit Gleichem, Haß mit Haß, Schmähung mit Schmähung. Nicht geringer war die Erbitterung zwischen den

beiden evangelischen Kirchen selbst, der lutherischen und reformirten, obschon sie beide auf gleichem Boden wurzelten, obschon man sich bei einem Religionsgespräche gegenseitig das Wort gegeben hatte, daß man nicht gegen einander schreiben wolle (Marburg, 1529). Je näher die Gegner dem standen, was man für unbedingte Wahrheit hielt, desto weniger glaubte man es ihnen verzeihen zu können, daß sie nicht den letzten Schritt zur vollen Wahrheit thun wollten; und je geringer die Meinungsverschiedenheit war, desto erbitterter war der Kampf, welcher darüber entbrannte. Lieber schloß der Pabst ein Bündniß mit den Erbfeinden des christlichen Namens, mit den Türken, um nur die neuentstandenen christlichen Kirchen vernichten zu können; und eher erkannten die lutherischen Theologen die römisch-katholische Kirche als verbrüdert an, ehe man sich entschloß, der reformirten Kirche auch nur um einen Schritt sich zu nähern. Dieser feindselige, argwöhnische, Kleinigkeiten mit den Hauptsachen verwechselnde Geist offenbarte sich leider auch in den innern Kämpfen unserer Kirche. Die geringste Abweichung von dem Glaubensbekenntnisse der Kirche, die nur beiläufig hingeworfene Aeußerung, daß diese oder jene Bestimmung weniger wesentlich sei, oder allenfalls unbeschadet der Reinheit der Lehre aufgegeben werden könne; die, wenn auch nur mit großen Einschränkungen, ausgesprochene Behauptung, daß die Lehrer einer andern Kirche der Wahrheit nicht so ganz fern stehen, erregte augenblicklich den Zorn der allezeit streitfertigen Gottesgelehrten, und man warf sich auf den Gegner, der so etwas geäußert hatte, mit einer Wuth, und überhäufte ihn mit Schmähungen, gleich als sei es völlig entschieden, er gehe darauf aus, die Hauptsumme aller christlichen Wahrheiten umzustoßen. Eben aber, weil die Verschiedenheit der religiösen Ansichten manchmal nicht bedeutend war, spann man Kleinigkeiten immer weiter aus, und sprach dem Gegner mit einer an das Unglaubliche gränzenden Erbitterung den Sinn für Wahrheit und Recht und die Seligkeit ohne Weiteres ab. Mit einer wahrhaft fanatischen Wuth verfocht man nicht selten einzelne Bestimmungen der Kirche, ohne zu fragen, ob diese Bestimmungen eigentlich im Worte Gottes begründet seien, und ob sie mit dem eigentlichen Kern und Wesen des Christenthums im genauen Zusammenhange stehen.

Da ward die Welt endlich des langen Zankens überdrüßig,

und ward gleichgültig gegen die Zänkereien der Theologen, gleichgültig gegen das, was sie zum Gegenstande ihres Streites wählten, weil man an dem ewigen Einerlei ebenso wenig Geschmack finden, als die Wuth begreifen konnte, mit welcher sie ihre Ansichten verfochten. War dieß ein Wunder, wenn uns berichtet wird, ein Prediger habe jeden Sonntag Jahr aus, Jahr ein, über nichts gepredigt, als über den Unterschied der lutherischen und reformirten Kirche in der Abendmahlslehre, weil er diesen Punkt für den allerwichtigsten in der ganzen Religionslehre ansahe, neben welchem alles Andere als gleichgültig verschwinde! weil er behauptete, er wisse nicht, wann er zum letzten Male zu seiner Gemeinde spreche, würde sich aber in seinem Gewissen beängstigt fühlen, wenn er in seinem letzten Vortrage die Hauptsache der evangelischen Lehre (den Stern und Kern derselben) den Seinen nicht ausführlich auseinander gesetzt hätte! Darf es uns dann wundern, wenn die Welt bei einem solchen Treiben zuletzt thatsächlich erklärte, sie wolle nicht mehr Theil nehmen an dem, was zwischen den Gottesgelehrten verhandelt werde? Man ward gleichgültig gegen die Zänkereien der Theologen, aber leider auch gleichgültig *gegen die Religion überhaupt*. Das Herz, das nach dem Frieden verlangende Gemüth fand bei derartigen Zänkereien, welche immer nur Gegenstände des Glaubens betrafen, durchaus keine Befriedigung, und man wendete sich endlich unwillig von den Männern ab, welche nur schmähen, nur verdammen, aber nicht erheben, nicht erbauen konnten. Man verwechselte wieder die Schale mit dem Kerne, die Form mit der Sache, und entwöhnte sich dem religiösen Denken überhaupt.

Wenn nun jetzt jemand den *religiösen Geist unserer Zeit* näher ins Auge faßt, er muß es sehr bald bemerken, der religiöse Indifferentismus, die religiöse Gleichgültigkeit ist es, welche unsere Zeit von jeder andern unterscheidet. Im weiten Verlaufe der Geschichte sahen wir nach einander die Herrschaft des Unglaubens, die Zeit des Glaubens, die Finsterniß des Aberglaubens; wir sahen, wie im Reformationszeitalter der wahre, reine Christenglaube wieder zu erwachen versprach, wie aber die freie Entwickelung des gläubigen Lebens durch mancherlei ungünstige Umstände aufgehalten und verhindert wurde. Wenn wir nun nach dem Geiste unserer Zeit fragen, so ist — bemerken Sie wohl, meine Herren, daß wir nur von

der herrschenden Ansicht der Mehrzahl sprechen, nicht auch von der Ansicht der Einzelnen — so ist weder Glaube zu finden, noch eigentlicher Unglaube, noch auch Aberglaube, sondern die traurige Steppenwüste des religiösen Indifferentismus. Was ich damit von dem religiösen Geiste unserer Zeit sage, ich weiß es wohl, ist etwas sehr Trauriges, und ich erkenne die Verpflichtung an, dieß in seiner Wahrheit nachzuweisen. Dieß soll den Inhalt der nächsten Betrachtung abgeben.

Dritte Rede.

Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Apocal. 3, 15.

Mit einer sehr traurigen Behauptung schlossen wir unsere letzte Betrachtung, wir nannten den religiösen Indifferentismus die Krankheit unserer Zeit. Unter Indifferentismus aber, damit wir von einem bestimmten Begriffe ausgehen, versteht man „die Gleichgültigkeit gegen Angelegenheiten, welche wegen ihrer Verbindung mit den letzten Zwecken des Menschen das höchste Interesse haben sollen" (Tzschirner). Nach diesem Sprachgebrauche kann der Indifferentismus sehr verschieden sein, je nachdem der Mensch gegen die eine oder die andere wichtige Angelegenheit gleichgültig sich zeigt. Wir meinen hier den religiösen Indifferentismus, also den Zustand des Menschen, welcher gleichgültig ist gegen die Religion und gegen das Heilige. Da ist kein Haß und keine Liebe, keine Feindschaft aber auch keine Freundschaft, sondern eine völlige Unentschiedenheit, bei welcher man nach der Religion weder im Guten noch im Bösen fragt, sich gar nicht um sie bekümmert. Ich meine nicht etwa nur den confessionellen Indifferentismus, wonach jemand auf den Unterschied der einzelnen christlichen Kirchen kein weiteres Gewicht legt, wonach man den Grundsatz aufstellt: es könne jemand in jeder Confession selig werden. Nun ist's aus der Geschichte sehr wohl be-

kannt, daß man jenen Grundsatz der katholischen Kirche: außer der (katholischen) Kirche ist kein Heil und keine Seligkeit zu erwarten, nur zu buchstäblich auch für die eigne Confession geltend gemacht, und daher jedem, welcher von den Glaubenssätzen der eignen Kirche auch nur um ein Haar breit abwich, die Seligkeit ohne Weiteres abgesprochen hat. Es ist aus der Geschichte sehr wohl bekannt, mit welcher Bitterkeit man über Männer hergefallen ist, welche von der Friedensliebe geleitet die erbitterten Partheien zu einer gewissen gegenseitigen Duldung ermunterten. Die neuere Zeit gefällt sich in dem Gegentheile, und scheint den Unterschied zwischen den verschiedenen christlichen Confessionen als ganz unbedeutend, ja fast als nichtssagend anzusehen, und umgekehrt gegen sonst muß derjenige, welcher jetzt die Ehre und Rechte seiner Kirche vertheidigt, und seine Glaubensgenossen auffordert, sich wohl vorzusehen, daß sie nicht von der entgegengesetzten Parthei überlistet und überwältigt werden, sich oft den Vorwurf der Unduldsamkeit und des Argwohns machen lassen. Es liegt mit in dem Geiste unserer Zeit, daß man den Unterschied in den Glaubensbekenntnissen möglichst verwischt, und man scheut sich nicht, es auszusprechen: ob jemand lutherisch oder reformirt oder katholisch sei, gelte im Ganzen gleich, denn „wir glauben doch alle an einen Gott;" ein Grundsatz, welcher in dieser Allgemeinheit gewiß nicht richtig ist, wenn wir anders nicht Wahrheit und Irrthum bunt durch einander werfen, wenn wir nur einen einzigen nachdenkenden Blick auf den Zusammenhang zwischen Glauben und Thun, auf die Beweggründe unserer Handlungen werfen wollen. Allein von diesem, dem confessionellen Indifferentismus, spreche ich hier nicht. Eben so wenig von dem kirchlichen Indifferentismus, von der Gleichgültigkeit gegen die kirchlichen Anstalten, die äußere Form, in welcher das Reich Gottes in das Leben tritt. Allerdings ist auch diese Art von Gleichgültigkeit, diese Vernachlässigung der gemeinsamen Gottesverehrung und des belehrenden Wortes, die Geringschätzung, mit welcher die Sacramente, die Gnadenmittel, welche der Kirche angehören, betrachtet und besprochen werden, in unserer Zeit, wenn wir sie mit der Vorzeit vergleichen, auffallend groß. Aber es wäre immerhin möglich, und es kommt gewiß in nicht wenigen Beispielen vor, daß jemand kirchlich indifferent und dennoch innerlich warm ist, daß er ein laues Glied in dem kirchlichen Leben, dagegen

ein von warmer Liebe zu seinem Heilande erfüllter Christ ist. Vielleicht, daß ihm nur die Formen nicht gefallen, in welchen sich, der bestehenden Verfassung gemäß, das fromme Gefühl, die gemeinsame Andacht ausspricht; vielleicht daß er, aber auf seine Weise, Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten beflissen ist.

Ich spreche auch nicht von dem moralischen oder dem sittlichen Indifferentismus, oder von der Gleichgültigkeit gegen die sittlichen Angelegenheiten des Menschen. Es mag allerdings „Menschen gegeben haben und noch geben, welche entweder die Heiligkeit der Tugend überhaupt, oder die Wichtigkeit einzelner Pflichten, oder den Werth der Anstalten, welche auf die Beförderung der Sittlichkeit abzwecken, nicht anerkannten und empfanden.“ (Tzschirner.) Im Ganzen dringt man, neben vielen allerdings sehr betrübenden Erscheinungen eines nur auf die Befriedigung der niedrigsten Genüsse gerichteten Sinnes, in unserer Zeit auf ein anständiges und, wie man gewöhnlich spricht, gesittetes Betragen, und möchte gern die alte Rohheit des Mittelalters aus dem Umgange der Menschen entfernt wissen. Aber die Beweggründe zu einem so anständigen und gesitteten Leben werden in den meisten Fällen überall hergenommen, von dem äußern Vortheile eines unanstößigen Betragens und dem großen Nachtheile der Rohheit im geselligen Leben; von dem hohen Werthe der äußern Ehre, auf welche der nothwendig verzichten müsse, welcher den Anstand und die Forderungen der Sittlichkeit vernachlässige; von dem innern Bedürfnisse des Menschen, mit sich selbst eins zu sein und zu bleiben, was nur dann möglich sei, wenn er den Geboten der strengen Sittlichkeit genau nachkomme; überallher werden die Bestimmungsgründe zu einem anständigen und gesitteten Leben entlehnt, nur gerade daher nicht, woher sie, wenn auch nicht einzig und allein, so doch vorzugsweise abgeleitet werden sollten, von dem lebendigen Glauben an Gott.

Ich meine nicht den confessionellen, nicht den kirchlichen, nicht den moralischen Indifferentismus. Der Indifferentismus, welchen ich meine, und welcher recht eigentlich die Krankheit unserer Zeit genannt werden muß, das ist der religiöse Indifferentismus, die Gleichgültigkeit gegen das Göttliche und Heilige überhaupt. Bei dieser Ansicht gilt es gleich, ob jemand an Gott glaubt und an Christus, an Unsterblichkeit und an eine gerechte Ver-

geltung, oder nicht. Unternähme es jemand, alle diese Sätze: es giebt einen Gott, den Schöpfer und Erhalter der Welt; es giebt eine Unsterblichkeit, zu welcher alle Menschen ohne Unterschied geschaffen sind; Gott wird einst richten, und zwar mit strenger Berücksichtigung dessen, was jeder Mensch während seines Aufenthaltes auf der Erde gethan hat: unternähme es jemand, diese Sätze als falsch darzustellen, und spräche er seine Ansicht entschieden dahin aus: es giebt keinen Gott und kein anderes Leben, und nach dem Tode wird nicht darnach gefragt, wie jemand gelebt hat, so würden wir ihn ungläubig nennen. Er glaubt das nicht, was wir festhalten, er geht darauf aus, unsern Glauben als irrig zu bezeichnen. Schwerlich werden Sie viele Menschen dieser Art finden, wirklich Ungläubige, wirkliche Gottesläugner. Allerdings treten uns hier und da Einzelne entgegen, welche wenigstens den Schein des Unglaubens annehmen, und welche daher mit einer gewissen Keckheit behaupten, das sei Alles nicht wahr, was von den frömmsten und besten Menschen in langer Uebereinstimmung gelehrt und geglaubt worden ist; Menschen, welche uns glauben machen wollen, der Grund, warum sie das Alles verwerfen, was uns heilig ist, liege darin, daß sie die Gegenstände alle ruhig und gründlich geprüft, aber eben durch diese Prüfung gefunden haben, wie unser Glaube aller sichern Beweisführung, jedes festen Stützpunktes entbehre. „Sie fordern Ueberzeugungsgründe, welche vermöge der Natur der Sache sich nicht geben lassen, sie wollen von den übersinnlichen Gegenständen selbst auf sinnliche Weise Gewißheit erlangen. Manchmal ziehen sie nur beschwerliche und ihnen verhaßte Wahrheiten in Zweifel, Wahrheiten, welche mit ihren Wünschen und Leidenschaften im offenen Widerspruche stehen. Um nun, wenn sie über solche Wahrheiten sich hinwegsetzen, und sie durch ihr Handeln verläugnen, sich entschuldigen zu können, erklären sie, jene Wahrheiten und die darauf gegründeten Forderungen halten eine strengere Prüfung nicht aus, und nehmen gern die Miene eines selbstdenkenden Forschers an, welcher weiter sieht als Andere, und dem das Gewöhnliche nicht Genüge leistet.“ (Reinhard.) Doch wie gesagt, wahrhaft Ungläubige, welche folgerichtig alle einzelne Gegenstände des religiösen Glaubens in Zweifel ziehen, und es offen erklären, daß sie von solchem religiösen Glauben sich überhaupt losgesagt haben, werden Sie selten, sehr selten treffen.

Der Unglaube ist zu unhaltbar, er verwickelt sich zu bald in offene Widersprüche, er ist in seinen Ergebnissen allzu trostlos, es gehört, möchte ich sagen, schon eine starke Natur, eine große geistige Kraft dazu, wenn jemand ihn, nicht blos vorübergehend, sondern dauernd hegen und vertheidigen soll, als daß diese Verirrung (eine Verirrung des Verstandes, vielleicht auch des Herzens!) in der Wirklichkeit sich häufig finden sollte. Mir hat es daher immer geschienen, als thue man unsern Zeitgenossen Unrecht, oder als beurtheile man den Geist unserer Zeit falsch, wenn, was von nicht wenigen Predigern geschieht, über die Herrschaft des Unglaubens und seine weiter Verbreitung geklagt wird, es wäre denn, daß sie eben nur die Abweichung von einer bestimmten Fassung des christlichen Glaubens mit jenem Namen bezeichneten. Dann würden allerdings die römischen Christen uns, die Glieder der evangelischen Kirche, mit demselben Rechte ungläubig nennen, mit welchem sie wieder von den Muhamedanern, und diese wieder von den Juden mit diesem Namen belegt werden. Der eigentliche Unglaube aber ist die gänzliche Verneinung alles religiösen Glaubens, und kann sich eben deshalb in seiner ganzen Consequenz, in seiner völligen Nacktheit kaum auf die Dauer in jemanden halten.

Dagegen werden Sie überall auf Menschen stoßen, welchen die oben genannten Glaubenssätze gleichgültig sind. Indifferentisten, Menschen, welche die Religion als etwas Gleichgültiges behandeln, als einen Gegenstand, mit dem es jeder nach seinem Belieben halten könne, giebt es leider überall. Sie haben nicht einmal recht ernst darüber nachgedacht, ob es einen Gott giebt oder nicht, ob die Gründe, welche für das Dasein Gottes aufgestellt werden, haltbar sind oder nicht; es gilt ihnen gleich, ob Gott ein Geist ist oder ein Körper, ob er im Himmel wohnt oder in der Kirche oder überall, ob er allmächtig, allwissend, allweise, oder beschränkt ist in seinem ganzen Wesen; sie fragen nicht darnach, ob den Behauptungen von Himmel und Hölle, von einem ewigen Leben und ewigen Tode, vom Gericht, von Lohn und Verdammniß, irgend etwas Wahres zum Grunde liegt, oder ob das Alles nur Fabeln sind, welche durch lange Ueberlieferung aus der Vorzeit stammen, und welche von schlauen Priestern oder herrschsüchtigen Gesetzgebern erfunden worden sind, um die Menschen zu zügeln und die Gewissen zu schrecken. Sie sind

noch nicht einmal in die Tiefen ihres eigenen Wesens hinabgestiegen, um zu erfahren, ob es wahr ist, was die Schrift sagt, daß die Menschen geschaffen seien nach Gottes Bilde; sie wissen aus eigener Erfahrung keine Antwort darauf zu geben, ob der Mensch mehr zum Guten oder zum Bösen geneigt sei; ob, wenn es denn doch zu erwarten stehe, daß das Grab nicht die letzte Grenze des menschlichen Daseins bildet, die Fortdauer nach dem Tode aus der geistigen Natur des Menschen selbst herfließe, oder durch ein besonderes Gnadengeschenk Gottes erst möglich werde. Sie haben kein frommes Auge für die Schönheiten der Natur, für das Walten Gottes in der Menschengeschichte, für das Hereingreifen einer höhern Macht in den Gang ihres eignen Lebens. Die Sonne gehet auf und geht unter, die Lichter des Himmels scheinen hernieder auf die Erde, wie die Augen Gottes, der über seiner Welt wacht; aber sie fragen nicht: wer hat solche Dinge geschaffen und führet sie alle bei der Zahl heraus? Sie lassen es dahin gestellt, ob die Welt steht von Ewigkeit her, oder ob sie in der Zeit entstanden ist, ob die Himmelsheere alle von Gottes Arme getragen, von seinem Hauche getrieben, von seinem Willen geleitet werden. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thuts kund der andern. Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höret. Aber der Menschen giebts viele, welche ihre Sprache nicht hören, und ihre Stimme nicht beachten. Es kommt ihnen freilich nicht bei, es irgend wie zu leugnen, daß der Himmel und des Himmels Firmament Gottes Werk sei, aber sie haben darüber auch keine bestimmte Ansicht, sie bezeichnen es als gleichgültig, wie jeder darüber denke. — Gott ist sehr herrlich, er ist schön und prächtig geschmückt. Licht ist das Kleid, das er an hat, er breitet aus die Himmel, wie einen Teppich; er wölbt es oben mit Wasser und fähret auf den Wolken, wie auf einem Wagen, und gehet auf den Fittigen des Windes. Er sendet vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten, und schaffet, daß das Gewächs der Erde wohlgerathe. Herrlich und üppig prangt im Frühlinge die Saat, und die milde Witterung zeitigt die Früchte, daß der Mensch an die Arbeit gehen könne mit froher Hoffnung auf reichen Erntesegen. Ja da freuen sich die Menschen alle. Aber sie freuen sich über die Gaben nur, bis zu dem Geber hinauf reichen ihre Gedanken kaum.

Man rühmt die Regelmäßigkeit in dem Wechsel der Natur, und ihre Freigebigkeit und ihren unerschöpflichen Reichthum, und wie sie freundlich der Thätigkeit der Menschen zu Hülfe kommt, und keine Arbeit ungesegnet läßt. Fragten wir jemanden: glaubst du, daß das Alles durch eigene Kraft zu Stande gebracht worden sei, daß du der fremden Beihülfe hierbei hättest entbehren können? so würde die Antwort gewiß lauten: o nein! der Wechsel der Witterung, und die Fruchtbarkeit des Jahres hangt ja von mir nicht ab. Fragen wir aber weiter: wer ist's denn, der das Alles schafft? wessen Odem belebt denn die Natur? nach wessen Befehle fällt denn der Regen, und scheint denn die Sonne, und streicht denn der Wind? Dann kommt die Antwort selten so recht aus der Tiefe der innersten Ueberzeugung, die Antwort: das thut Gott der Allmächtige. Die Allermeisten gehen so weit nicht, sie lassen es dahingestellt, woher dieß Alles stamme, und sehen nicht über die zunächst gelegenen Ursachen hinaus.

Gottes Walten zeigt sich in der Natur, es zeigt sich in der Weltgeschichte. Soll nun die Weltgeschichte nicht eine trockene Aufzählung von Thatsachen sein, welche in ihrer äußern Form sich immer wiederholen, und den Hörer endlich durch ihr immerwährendes Einerlei ermüden, oder welche durch den fortwährenden Wechsel eine Gesammtanschauung unmöglich machen, so müssen wir auf den leitenden Faden achten, welcher sich durch das Ganze und alle seine einzelnen Theile hindurch zieht. Welche Verwirrung tritt uns da manchmal entgegen! wie soll doch diese Verwirrung sich auflösen? Jeder Mensch verfolgt sein Ziel für sich, und Keiner fragt nach dem Andern; fast scheint es manchmal, als sei ein Kampf Aller gegen Alle ausgebrochen; werden sie nicht unter einander sich aufreiben? wird nicht ein grenzenloses Elend wenigstens über sie kommen? Ist doch niemand da, der die Gefahr beschwören, niemand, der einen Ausgang aus der allgemeinen Verwirrung zeigen könnte! Und doch erscheint nach kurzer Zeit Alles wieder wohl geordnet, und durch das Unglück selbst sind die Menschen um einen bedeutenden Schritt vorwärts gestoßen worden. Wo kam doch die Hülfe her in der Noth? Wer nahm denn der irrenden Menschheit sich an? Das nennt die Welt so schön, so ansprechend, daß die größte Verwirrung mit der Zeit wieder verschwinden, und einer bessern Gestalt der Dinge Platz machen muß. Aber ich bitte Sie, meine Freunde, haben Sie es

gewöhnlich gefunden, daß die Menschen nur einen Schritt weiter gegangen wären, und hätten dem die Ehre gegeben, welcher die Menschen erzieht? Es ist eigen! Wir Menschen finden doch dann gewöhnlich erst Ruhe und Befriedigung, wenn wir nicht blos erfahren, was geschehen ist, sondern auch, wie alles Einzelne unter einander zusammenhängt, oder sich gegenseitig bedingt. Und diesen Grundsatz, wo möglich überall auf die letzte Quelle, auf die erste Ursache zurück zu gehen, diesen Grundsatz, welcher uns sicher überall zu Gott, dem Urquell alles Guten, zurückführen würde, verlassen wir gar oft gerade da, wo wir ihn am festesten halten sollten. Eine gläubige Anschauung der Geschichte — ich fürchte, sie findet sich sehr selten, nicht etwa bei den Geschichtsschreibern, denn diesen fehlt offenbar aller Beruf zu dieser Arbeit, wenn sie nicht fähig sind, die einzelnen Erscheinungen unter einen gemeinsamen Brennpunkt zu sammeln, sondern bei der Masse derer, welche Geschichte hören und lesen. Man begnügt sich eben nur mit den Thatsachen, und läßt es gar gern dahin gestellt, ob eine höhere Hand dabei im Spiele gewesen ist oder nicht; man nimmt den Schein der völligen Unparteilichkeit an, und schlüpft so über das Bekenntniß hinweg: es ist der Herr, der solches Alles thut; sein Name sei gebenedeiet! Das Walten Gottes in der Geschichte ableugnen, die Behauptung, daß er zu allem Großen und Guten mitgewirkt, daß er für Alles Maß und Ordnung und Ziel bestimmt habe, diese Behauptung bestimmt bestreiten, — nein das mag man nicht; ihr aber beistimmen und die Belege dafür aus der Geschichte nachweisen, das mag man auch nicht. So läßt man es unentschieden, und stellt es als gleichgültig dar, was jeder darüber urtheilen wolle. Man nimmt sich die Mühe nicht, recht ernstlich darüber nachzudenken oder darüber zu sprechen, denn man ist indifferent.

Noch näher, für das eigene Herz empfindbarer offenbart sich Gott in dem Leben jedes einzelnen Menschen. Schon der kunstvolle Bau unsers Körpers, welcher aus unzähligen Gebeinen, Muskeln, Röhren und Adern zusammengesetzt ist, schon der Bau eines einzelnen Gliedes, des Auges oder der Hand, führt die fürsorgende Weisheit Gottes uns zu Gemüthe. Ich danke dir, ruft der Fromme, ich danke dir, Gott, darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin; wunderbarlich sind deine Werke, und das erkennt meine Seele wohl. Du

hast mir Haut und Fleisch angezogen, mit Beinen und Adern hast du mich zusammengefügt. Leben und Wohlthat hast du an mir gethan, und dein Aufsehen bewahret meinen Odem. Die Seele aber, dieser unsterbliche Bewohner des sterblichen Leibes, sie ist Hauch von Gottes Hauche, sie ist Leben von Gottes Leben. In ihr athmet Gott, ihr giebt er sich fortwährend zu erkennen. Am frühen Morgen des Lebens beschützt er sie vor jeder Gefahr, und bei der Schwüle des Tages steht er ihr bei, daß sie Alles wohl ausrichte, und am Abend nimmt er sie wieder zu sich, daß sie in seiner Hand geborgen sei vor allem Uebel. Er weckt in ihr neue Gedanken, er stärkt von Tage zu Tage ihre Kraft, er erquickt sie mit wahrem Himmelsthau, mit Friede und Freude im heiligen Geiste. O wer Gott nicht findet in dem Blüthenschmucke der Natur, wer ihn nicht erkennt in dem wunderbaren Walten der Weltgeschichte, der kann, der muß ihn wenigstens ahnen in seinem eignen Herzen. Gilt dieß denn aber wirklich von Allen, ja auch nur von der Mehrzahl der jetzt lebenden Menschen? Ach wir wollen gern niemanden das fromme Gottesbewußtsein absprechen. Aber leben doch die Meisten dahin, ohne einmal recht ernst zu forschen: wer bin ich? und woher stammt mein Leben? wer gab mir Glück und frohe Tage? wem dank ichs, daß die Gefahren oft schwinden, ehe sie noch zur Wirklichkeit werden? wer erfüllt das Herz mit Friede und Freude? Man nimmt, was da kommt, ohne auf den Geber zu achten; ja man lächelt wohl nicht selten über den gutmüthigen, aber doch etwas leichtgläubigen Schwärmer, der von einer fortdauernden Verbindung träumt zwischen seinem Geiste und dem göttlichen Wesen. Denn — so spricht der Indifferentismus unserer Tage — denn wer mag die Kräfte der Natur kennen! wer mag es beurtheilen, wie viel auf Rechnung des Menschen oder einer höhern Kraft gesetzt werden muß! Wo es denn so ungewiß ist, da lasse ich unentschieden, was jemand glauben oder was er verwerfen will.

Eben so gleichgültig bleibt man bei den Mahnungen des kirchlichen Lebens. Die kirchlichen Einrichtungen sind in das öffentliche Leben übergegangen und auf das Innigste damit verschmolzen. Wir feiern die hohen kirchlichen Feste. Aber worauf deuten sie hin? Eine alte Gewohnheit bringt es mit sich, daß in der Weihnachtszeit jeder, der es nur kann, denen, welche ihm vorzugsweise nahe stehen, oder ihm recht lieb und werth sind, durch freundliche Geschenke seine

Liebe zu erkennen giebt. Das ist ja das Fest, wo Gott seine Liebe an uns Menschen verherrlichte, wo der auf der Erde geboren wurde, dessen ganzes Leben Liebe war; das ist ja auch das Geburtsfest der christlichen Religion, der Religion der Liebe und der Menschenfreundlichkeit. Wer aber sagt sichs recht klar, wer empfindet es in solcher Zeit recht innig und warm: Gott hat sich uns verherrlicht in seinem Sohne! er hat uns eine wahrhaft unendliche Liebe erwiesen? Wie niederschlagend, wie wahrhaft betrübend ist der Indifferentismus unserer Zeit, wenn wir Christi gedenken und der Liebe und der Verehrung, welche alle durch ihn Gesegneten aus voller Zustimmung des Herzens ihm erweisen sollten. Es mag wahr sein, ich habe es noch nicht gehört, daß jemand gesprochen hätte: „ich erkenne Christum nicht als den Erlöser an, nicht als den Mittler zwischen Gott und den Menschen." Ich kann mich wenigstens nicht besinnen, jemals eine dem christlichen Bekenntnisse so schroff entgegenlaufende Aeußerung gehört zu haben. Aber wird Christus denn nun von Allen, welche ihm seine höhere Würde und seinen Beruf als Mittler nicht streitig machen, wird er denn wirklich von allen Christen geehrt und anerkannt? Man wagt das Eine nicht: Christo den Namen streitig zu machen, welcher ihm in der Gemeinde der Christen von Anbeginn bis auf den heutigen Tag gegeben worden ist; aber zu einem offenen entschiedenen, freudigen Bekenntnisse kommt es auch nicht, zu dem Bekenntnisse: er ist meines Lebens Licht, meinen Jesum laß ich nicht. Thun wir doch der Mehrzahl kaum Unrecht, wenn wir von ihnen behaupten: sie wissen kaum recht, was sie aus Christo machen, welchen Platz sie ihm in ihrem Herzen anweisen sollen. Sie wissen es aber nur darum nicht, weil sie zu gleichgültig sind, als daß sie mit rechtem Ernste über Christum und sein Werk und sein Verdienst und über ihr Verhältniß zu ihm nachgedacht haben sollten.

Ist das Bild, welches ich von der Mehrzahl unserer Zeitgenossen entworfen habe, ein zu trübes, ein nur von einer schwermüthigen Anschauung eingegebenes, ich bitte, meine theuren Freunde, widerlegen Sie mich. Ja ich bekenne es freudig, es würde mir wohlthun, wenn mich jemand vom Gegentheile überzeugen, wenn er mir nachweisen könnte, bei der großen Mehrzahl sei wirklich ein reger religiöser Sinn, ein warmes religiöses Gefühl; meine Behauptung, daß der religiöse Indifferentismus die Krankheit unserer Zeit sei, die

Krankheit, an welcher nicht blos Einzelne, sondern sehr Viele, ja die Mehrzahl unsrer Zeitgenossen leide, meine Behauptung werde durch die Geschichte und Erfahrung nicht bestätigt. Aber ich fürchte, es ist das Recht nur zu sehr auf meiner Seite; ich fürchte, die Meisten nehmen sich — ich weiß es, es ist ein starkes Wort, aber es ist wahr — die Meisten nehmen sich gar nicht die Mühe, den religiösen Glauben zu prüfen, oder ihn auch nur zu bekämpfen, denn es gilt ihnen ganz gleich, ob er Wahrheit enthält oder nicht. Wenn wir sie denn ungläubig nennen wollten, so würden sie lachen, oder auch mit vollem Rechte uns entgegnen, ungläubig seien sie nicht, denn sie haben eben noch gar keine bestimmte Ansicht vom religiösen Leben gewonnen, sie sprechen es auch wirklich nicht aus, daß sie bestimmte Glaubenssätze der christlichen Kirche oder die Gesammtsumme derselben verwerfen. Wenn wir recht ernst mit ihnen reden wollen, so hören sie nicht, oder lassen es, nach dem beliebten Modeausdrucke unserer Zeit, dahin gestellt sein, ob das Gesagte wahr ist oder nicht; oder, wenn sie recht höflich, recht freundlich sind, bitten sie uns, wir sollen doch über Dinge, worüber sich jeder seine Ansichten selbst bilden müsse, ihnen eine bestimmte Ansicht nicht aufdringen wollen.

Darum achten auch Eltern eher auf alles Andere, nur darauf nicht, ob ihre Kinder im religiösen Leben Fortschritte machen. Wenn die Eltern einmal gegen die Lehrer ihrer Kinder recht artig und gütig sein, ihnen einmal einen Beweis ihrer Theilnahme geben wollen, so fragen sie, ob ihre Kinder gut lernen, d. h. ob sie fertig lesen, schreiben und rechnen, ob sie das dem Gedächtnisse anvertrauen, was ihnen aufgegeben wird; höchstens fragen sie, ob die Kinder überhaupt gute Anlagen zeigen, und ob sie sich anständig, gesittet betragen. Ob sich aber in den Kindern ein frommer Sinn zeigt, Liebe zu dem Heiligen und Göttlichen — sagen Sie es selbst, meine Herrn Lehrer, hat Sie schon einmal ein Vater, eine Mutter darum befragt? Und wenn es vorgekommen ist — ja es kommt vor! ich weiß es aus eigner Erfahrung! — wenn dergleichen Bitten und Fragen von frommen, für das Wohl ihrer Kinder besorgten Eltern an den Lehrer gerichtet werden, kommt es wohl oft vor? Gewiß nicht! Man hat nichts dagegen, daß neben andern Gegenständen auch Religionsunterricht ertheilt wird, denn die Kinder lernen dabei mit denken. Freilich eigentliche Denkübungen wären noch besser. Davon, daß

die Religion an sich vor allen übrigen Gegenständen unbedingt den ersten Rang einnimmt, davon, daß die Furcht des Herrn aller Weisheit Anfang ist, davon weiß die jetzige Welt in ihrem religiösen Indifferentismus kaum mehr etwas.

So steht es im weiten Kreise, ich fürchte bei der Mehrzahl unsrer Zeitgenossen, und darum sage ich, der Geist unserer Zeit ist in religiöser Hinsicht ein gleichgültiger, der religiöse Indifferentismus ist die Krankheit unserer Zeit. Ach! das ist eine böse Krankheit! Lassen Sie uns, damit wir desto ernstlicher auf Mittel sinnen, um dieser Krankheit entgegen zu arbeiten, ihre Quellen und ihre Gefährlichkeit noch etwas näher kennen lernen.

Vierte Rede.

Du sprichst: ich bin reich, und habe gar satt, und darf nichts; und weißt nicht, daß du bist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß.

Wir nannten den religiösen Indifferentismus die Krankheit unserer Zeit, weil die glaubenslose Weltanschauung sich zu keiner Zeit so geltend gemacht hat als jetzt. Damit kann aber nicht etwa gesagt sein, daß diese Verirrung, diese Krankheit nicht auch in früherer, ja in sehr früher Zeit sich auch schon bei einzelnen Menschen, oder in kleineren Kreisen gefunden habe. Vielmehr lesen wir in der Offenbarung Johannis eine Schilderung der Christengemeinde zu Laodicea, welche an derselben Krankheit gelitten zu haben scheint, wie unsere Zeit. „Ich weiß deine Werke, läßt Johannes sie von Christo, dem treuen und wahrhaftigen Zeugen anreden; ich weiß deine Werke, daß du weder warm noch kalt bist. Du sprichst: ich bin reich, und habe gar satt und bedarf nichts.“ So weist uns Johannes zugleich auf die Quellen hin, aus welchen bei jener Gemeinde der religiöse Indifferentismus entsprungen war. Nun bleibt die menschliche Natur sich immer gleich; dieselben Ursachen bringen auch zu den verschiedensten

Zeiten dieselben Wirkungen hervor, und wir können noch heute jenes Wort von unserer Zeit wiederholen. Lassen Sie uns denn, meine Lieben, den Quellen jener Erscheinung nachgehen, welche wir besprachen.

Du sprichst: ich bin reich, und habe gar satt — sagt Johannes von der Gemeinde zu Laodicea. Dasselbe also, was jener fromme Weise wohl erkannt hatte, wenn er betete: Reichthum gieb mir nicht; ich möchte sonst, wo ich zu satt würde, verleugnen und sagen: wer ist der Herr. Dasselbe, was Christus, der Herr, in verschiedenen Formen und bei verschiedenen Veranlassungen sagte: wie schwer ist's doch, daß ein Reicher zum Reiche Gottes eingehe! Worin liegen denn nun aber die Gefahren des Reichthums? Wir können ganz einfach antworten, darin, daß der Reiche seine Abhängigkeit von Gott weniger fühlt. Sie bleibt allerdings immer da, jene Abhängigkeit, und nicht einen einzigen Augenblick kann der Reiche Gott entbehren. Denn Gott ist's ja, der Leben und Odem jedermann allenthalben darreicht; von ihm, durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Verließe Gott den Menschen, so müßte er nothwendig in demselben Augenblicke untergehen. Gott ist's ja, ohne welchen wir nicht athmen, uns nicht bewegen, nichts denken, fühlen, wollen und genießen können. Der Reiche aber, wenn er sich nicht gewöhnt hat, seinen Blick etwas in die Tiefe gehen zu lassen, wenn er bei dem allernächsten Naturzusammenhange stehen bleiben will, fühlt diese Abhängigkeit weniger unmittelbar. Das Leben hat er nun einmal, und Menschen dürfen es ihm nicht nehmen. Was er zum täglichen Unterhalte braucht, ist ihm auch vielfach angewiesen; es bedarf also seinerseits der Bitte, des Wunsches gar nicht, daß es ihm gereicht werden möge. Für die Gesundheit muß der Arzt sorgen, welcher dafür bezahlt wird; das nöthige Ansehen oder die nöthige Achtung bei seinen Umgebungen kann er sich, wie die Menschen nun einmal sind, durch seinen Wohlstand gleichfalls erzwingen; an Vergnügungen kann es ihm nicht fehlen, da er Zeit genug hat, sie zu suchen, Geld genug, um sie zu bezahlen. Darum finden wir bei den Reichen niedern Schlages allerdings die ganze Lebensphilosophie in den Worten ausgesprochen: ich bin reich, und habe gar satt; warum soll ich nach irgend jemand neben mir oder über mir fragen? Vergessen Sie aber nicht, meine Lieben, daß wir nur von denen sprechen, welche eben von einem

edleren Genusse keine Ahnung haben, welche über die allerniedrigste Weltansicht sich gar nicht erheben; vergessen Sie nicht, daß viele von den Reichen unserer Zeit eine sehr ehrenvolle Ausnahme von dieser Regel, wenn wir sie anders als Regel gelten lassen wollen, machen. Wie nun der einzelne Mensch gar leicht durch den Reichthum verleitet wird, seine Abhängigkeit von Gott, oder seinen Zusammenhang mit der höhern Welt, wenn nicht abzuleugnen, so doch zu vergessen: so wirkt ein längerer, ungestörter Wohlstand gar leicht nachtheilig auch auf den Geist eines ganzen Volkes oder einer ganzen Generation. Die Menschen können nun einmal Glück und Wohlstand auf die Dauer nicht recht vertragen; sie müssen immer wieder an die Beschränktheit ihrer Kraft, an ihre Abhängigkeit von einer höhern Weltordnung erinnert werden, wenn sie nicht verderben sollen. Der lange Friede in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der reiche Segen Gottes, welcher eine lange Reihe von Jahren hindurch über die Völker Europas ausgegossen war, hatte die Menschen gar zu sicher gemacht, und sie meinten nun, Gott gar nicht mehr zu brauchen, weil er so lange gütig gegen sie gewesen war. Doch wir können bei der allernächsten Zeit stehen bleiben. Sie haben es alle mit mir bemerkt, wie vor wenig Jahren, als die Gewerbe sich mit einem Male hoben, welche in unsern Gemeinden am weitesten verbreitet sind, auch der Uebermuth dieser Gewerbtreibenden sichtbar zunahm. Hätte der Wohlstand oder diese Blüthe des Handels lange gedauert, wir würden die traurigen Folgen davon noch gar manchmal wahrgenommen haben. So viel aber ist uns allen damals klar geworden: ungewöhnlichen Wohlstand oder Reichthum, zumal wenn er plötzlich kommt, können die allerwenigsten Menschen vertragen, und statt dem Geber aller guten Gaben zu danken, und mit frommen Gefühlen auf ihn hinzusehen und hinzuweisen, tritt eine religiöse Lauheit, eine religiöse Gleichgültigkeit hervor, welche ungescheut spricht: ich bin reich, und habe gar satt und bedarf nichts.

Beachten Sie noch, meine Freunde, das letzte Wort vorzugsweise: ich bedarf nichts. Sie werden darin einen Wink finden, warum der religiöse Indifferentismus bei einzelnen Classen von Menschen häufiger, auffallender sich zeigt, als bei andern, bei den Bewohnern der Städte mehr, als bei den Dorfbewohnern, in den gewerbtreibenden Gegenden auffallender, als da, wo die Hauptbe-

schäftigung der Einwohner der Ackerbau ist. Der Landmann ist nach allen Beziehungen hin abhängig, und wird in jedem Augenblicke fast daran erinnert. Das Land ist ihm gegeben; ob fruchtbar, ob unfruchtbar, hangt nicht von ihm ab. Er kann es bearbeiten, er kann es verbessern; aber aus einem unfruchtbaren Boden wird er nie eine recht üppige Ernte ziehen. Der Saame ist ihm gegeben, bald gut, bald schlecht. Er kann den besten aussuchen, aber etwas Besseres, als was er ausgesäet hat, darf er auch nicht erwarten, und wenn er noch so fleißig, und noch so rührig ist. Und denken Sie nun an die unbedingte Abhängigkeit des Landmanns von der Witterung. Es sind Jahre dagewesen, wo der Winter so zeitig im Jahre kam, oder so lange fortdauerte, daß die Bestellung des Bodens fast unmöglich wurde, und wieder andere, wo der Landmann seine Geschäfte fast nur spielend verrichten konnte. Ob Regen kommen soll oder Sonnenschein, ob warme oder kalte Witterung, ob das Jahr eine reiche, gesegnete, oder eine ganz dürftige Ernte nur bieten soll, ob die Fluren allmälig der Ernte entgegenreifen, oder die üppigen Früchte in einem Augenblicke durch Hagelschlag und Wolkenbruch verwüstet werden sollen: das Alles hat nicht der Landmann zu bestimmen, ja er hat gar nichts davon in seiner Gewalt, er fühlt in jedem Augenblicke seine unbedingte Abhängigkeit von einer höhern Macht, von dem Gott, der Regen und fruchtbare Zeiten, aber auch Dürre und völligen Mißwachs senden kann, der seine milde Hand aufthun muß, wenn Alles gesättigt werden soll. Ich will es kurz ausdrücken: der Landmann weiß es, Gott muß zu seiner Arbeit sein Gedeihen geben, sonst ist aller Fleiß und alle Hoffnung umsonst.

Beachten Sie dagegen die Eigenthümlichkeit mancher Handwerke, derer namentlich, welche an die Kunst anstreifen. Kann es uns da bei der niedrigen Bildungsstufe, auf welcher die meisten jener Arbeiter stehen, wundern, wenn sie erklären: ich bedarf nichts, ich bin mir selbst genug? Es ist ja Alles, womit sie zu thun haben, so genau in voraus berechnet, es greifen ja die Einzelnheiten alle so genau in einander ein, daß bei einer oberflächlichen Anschauung ein besonderer Schutz von außen, eine höhere Unterstützung nicht nöthig erscheint. Der Landmann ist abhängig von der Witterung und von tausend andern zufälligen Umständen, welche nicht in seiner Gewalt stehen. Der Gewerbtreibende, der Handwerker, fragt nach Wind

und Wetter, nach Wärme und Kälte, nach Regen und Sonnenschein nicht, sein Geschäft geht bei allem Wechsel der Witterung ungehindert fort. Der Landmann muß den Boden nehmen, wie er ihn findet. Der Gewerbtreibende läßt durch Handelsverbindungen, welche überallhin eingeleitet sind, sich die Stoffe, welche er braucht, aus weiter Entfernung liefern, und sucht die besten, die tauglichsten sich aus. Der Landmann kann nicht auf längere Zeit in voraus bestimmen, was er jeden Tag vornehmen will. Der Gewerbtreibende weiß es, in mehren Wochen, ja Monaten wird er an jedem Tage dasselbe thun können, womit er sich jetzt beschäftigt. Der Landmann weiß es recht wohl, es kommt viel auf seinen Fleiß, auf seine Geschicklichkeit an, aber mehr noch hangt von äußerlichen Umständen ab, ob seine Arbeit gesegnet sein soll. Der Gewerbtreibende berechnet genau in voraus, um wieviel seine größere Geschicklichkeit besser bezahlt werde, als die gleiche Arbeitszeit anderer, weniger tüchtiger Arbeiter. Der Landmann, wenn er nicht ganz geistesschwach ist, muß es fühlen: die Arbeit ist mein, aber der Segen kommt von oben. Dagegen für den Gewerbtreibenden, den Handwerker, den Künstler, liegt die Versuchung nahe, zu denken: was ich haben will, das muß ich machen; bekannt ist's ja, daß aus der neuen Zusammensetzung verschiedener Farben, durch den Gebrauch der verschiedenen Formen und Werkzeuge, bei den sich immer gleichbleibenden Kräften der Natur, immer wieder neue Kunsterzeugnisse gewonnen werden müssen. Das ist nicht bloßer Zufall, das haben wir nicht etwa nur zu hoffen; nein das ist Gang, Gesetz der Natur, so muß es sein. Darum wenn ich nur das Meine thue, so „bedarf ich nichts."

Sie wissen, meine lieben Freunde, eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß die Landbewohner in der Regel frömmer, kirchlicher sich zeigen, als die große Menge der Stadtbewohner, daß die Ackerbautreibenden wieder vor dem Handwerksstande in dieser Beziehung sich auszeichnen. Ich glaube es läßt sich diese Erscheinung leicht aus dem erklären, was wir eben besprachen: der Landmann fühlt seine unbedingte Abhängigkeit von Gott in jedem Augenblicke bei allen seinen Geschäften; der Handwerker, der Gewerbtreibende, überhaupt jeder, welcher dem Ackerbautreibenden entgegengesetzt ist, sie alle meinen ihr Geschick bei weiten mehr in Händen zu haben, weil sie an die Gränze, wo ihre Thätigkeit aufhört, und die höhere Unterstützung beginnt,

nicht in jedem Augenblicke erinnert werden. Je gleichförmiger, mechanischer das Geschäft ist, je mehr die Arbeit und ihr Erfolg sich immer gleich bleibt, desto größer ist die Versuchung, daß die Verbindung des Menschen mit Gott, die unbedingte Abhängigkeit unsers Wesens von der höhern Leitung, vergessen werde und der Einzelne spreche: „ich bedarf nichts, ich bin mir selbst genug." Erwägen Sie nun, meine Herren, daß in unserer Zeit die Gewerbe und die Fabriken, wo die Menschen fast zu bloßen Maschinen herunter sinken, sich immer weiter ausbreiten, daß diese Gewerbe, diese Fabriken selbst von manchen Regierungen als das vorzüglichste Mittel zur Bereicherung der einzelnen Länder angesehen und begünstigt werden; erwägen Sie, daß, wenn eine Ansicht von Hunderten und Tausenden getheilt wird, auch die Uebrigen, welche in ihrer Nähe leben, Gefahr laufen, von dieser Ansicht angesteckt zu werden, weil, wie wir bereits gesehen, der Zeitgeist eine große, fast unwiderstehliche Gewalt auch über den Einzelnen äußert: erwägen Sie dieß Alles, dann werden Sie es leicht erklärbar finden, warum in einzelnen Gegenden, warum in großen Städten, warum in den gewerbtreibenden Orten, warum in unserer Gegend die Zahl der Lauen, die Zahl derer, welche dem religiösen Indifferentismus verfallen sind, so groß ist.

Doch wenn wir glaubten, damit sei Alles erklärt, so würden wir uns sehr irren. Darum müssen wir wenigstens Einiges noch hinzufügen. Wir bemerkten, daß die meisten Menschen das Glück nicht vertragen können, sondern dadurch nur verdorben würden. — Ach! wir müssen leider auch hinzufügen: große Noth wirkt oft nicht weniger nachtheilig. Sehr wahr betete darum Jener: Armuth und Reichthum gieb mir nicht. Wenn ich zu arm würde, möchte ich stehlen, und mich an dem Namen meines Gottes vergreifen. O von wie Vielen gilt es: Armuth lehrt viel Böses! Wir haben's ja Alle gehört und selbst gesehen: zur Zeit der Noth zeigt sich's, was in dem Menschen ist. Kommt großes Unglück in ein Land, so leiden auch nicht Wenige Schiffbruch an ihrem Glauben. Sie haben zu bestimmt geglaubt, Gott könne sie nicht verlassen, er müsse auf ihrer Seite sein. Aber der Erfolg lehrt etwas ganz Anderes: sie scheinen verlassen, und die Summe des Unglücks ist nicht gleich erschöpft. Die Kriege verwüsten das Land, die Gesetze schweigen, alle Ordnung hört auf. Da ist's, als ob Gott nicht mehr

nach seiner Welt fragte; die Rohheit wird laut, die Frömmigkeit schweigt. Tausende, Hunderttausende von kräftigen Männern sind gezwungen, gegen ihre bessere Ueberzeugung die Waffen zu ergreifen, und für eine Sache zu fechten, welche sie in der Tiefe ihres Herzens als schlecht, als ungerecht erkannt haben. Und die Sünde, daß sie gegen ihr eignes besseres Gefühl streiten, und dem Bösen folgen, das sie als Böses erkannt haben, diese Sünde kehrt die sittlichen Begriffe alle um, und erstickt alles bessere, alles edlere Gefühl. Wie ein Krebsschaden frißt diese Sünde weiter um sich, und nimmt den religiösen Glauben hinweg von einem ganzen Lande, und verführt, wenn es möglich ist, selbst die Auserwählten, selbst die Frommen. „Das Alles sieht Gott und kann dazu schweigen? Das Unrecht ist so klar auf Seiten des Siegers! Und die sind die Glücklichsten, welche sich über allen frommen Glauben, über alle Scheu vor Gott hinwegsetzen!" Ja da leidet gar Mancher Schiffbruch an seinem Glauben; das Unglück, welches in Folge großer Völkerkriege über ganze Länder gekommen ist, es hat erst das Leben und dann auch den religiösen Glauben der Menschen verderbt; es hat die Menge zum Bösen verleitet, und später glaubte man für das Böse leicht eine Entschuldigung darin zu finden, daß es ja ungewiß sei, ob der religiöse Glaube der Vorzeit überhaupt haltbar sei oder nicht.

Die Bestätigung für das eben Gesagte liefert Ihnen die Geschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts. Welche Rohheit, welche Verwilderung, welche religiöse Gleichgültigkeit hat den größten Theil Europas in Folge der langen, traurigen Kriege überzogen! Wie ist an vielen Orten neben der leiblichen Seuche auch die geistige Pest mit eingekehrt!

Doch lassen Sie uns mit unsern Betrachtungen im engern Kreise bleiben. Auch hier bemerken wir dasselbe: die äußere Noth lehrt den Menschen viel Böses, und macht ihn leicht gleichgültig gegen das Heilige. Erinnern Sie sich der Familien in Ihren Gemeinden, welche die ärmsten sind. Möglich, daß die ärmste Familie auch die frömmste ist. Häufig aber wohnt neben der großen Armuth auch grobe Verdorbenheit. Es ist ja auch leicht erklärlich, wenn nicht in dem Menschen schon eine größere Summe des Guten, eine gewisse geistige und religiöse Festigkeit vorhanden ist, so geht Alles in dem Streben nach der Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse unter. Was

werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? Das sind die Fragen, welche die meisten Armen allein beschäftigen. Verfolgen Sie nur einmal das äußere Leben, und die innere geistige Bildung einzelner Unglücklichen, und gewiß Sie werden sagen: es ist traurig, daß sie so tief stehen, aber nach dem ganzen Gange ihres Lebens konnte es gar nicht anders kommen. Vater und Mutter der Kleinen mußten angestrengt arbeiten, um das Brot zu erwerben; die äußerste Armuth ist in der ganzen Haushaltung überall bemerkbar. Da blieb keine Zeit übrig, um an das Höhere zu denken, um für etwas Edleres zu sorgen. Der Hunger, die Armuth, die Noth gab bei allen Berathungen den Ausschlag. So wächst das Kind heran unter lauter Bildern der Armuth und des Jammers, und sein höchster Wunsch bleibt, sich sättigen, seine Blöße decken zu können. Sie meinen, in der Schule wird dem Kinde der Sinn für das Edlere aufgehen. Ach! wenn es nur nicht schon halb verdorben, und verwahrlost zur Schule käme! Wenn nur nicht die Ahnung des Höhern, welche ihm in der Schule aufgehen will, fast regelmäßig wieder durch das erstickt würde, was es zu Hause sieht! Wenn nur die Eltern erlaubten oder erlauben könnten, daß das Kind fleißig und ununterbrochen die Schule besuche! Allein wir sehen ja, namentlich in den Städten, namentlich in den gewerbtreibenden Familien, eine zahlreiche Nachkommenschaft heranwachsen, welche, von früher Jugend an verwahrlost, ohne Zucht und Bildung bleibt, auf welche der Umstand unendlich nachtheilig einwirkt, daß sie sehr zeitig schon ihr Brot sich verdienen müssen und auch verdienen können, nun aber als kleine Kinder schon den Wahn hegen, sie „bedürfen nichts," weil sie sich selbst forthelfen können; sie brauchen niemanden zu danken, nicht andern Menschen, nicht ihren Eltern, auch nicht Gott, weil sie durch ihrer Hände Arbeit ihr Brot sich oft sauer genug verdienen müssen. So wachsen an den gewerbtreibenden Orten viele Tausende heran, erwerben sich eine gewisse Brauchbarkeit für das äußere Leben, und sind fast ganz blind und ganz taub für alle religiösen Wahrheiten, für Alles, was nicht Essen und Trinken und Kleidung zu verschaffen verspricht. Warnen wir manchmal Eltern, sie wollen ihre Kinder nicht so verderben lassen, so rühmen sie uns, wie viel die Kinder schon verdienen, wie brauchbar sie sich zeigen; so erzählen sie wohl auch, daß ihr Lebensgang ganz derselbe gewesen

sei, und sie auch aller geistigen Bildung und Pflege haben entbehren müssen; so weisen sie wohl auf die Reichsten und Angesehensten in ihrer Nähe hin, welche ja auch ohne allen tieferen geistigen und religiösen Gehalt durch eine glückliche Wendung ihres Geschicks oder durch eine besondere Gewandtheit von der äußern Armuth sich bis zu diesem Wohlstande empor gearbeitet haben. Und in der That man ist verlegen, was man darauf entgegnen soll; denn hat jemand keine Ahnung von dem höhern religiösen Leben, so macht es auch keinen Eindruck auf ihn, ob wir sprechen: was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele! Niemand lebt davon, daß er viel Güter hat. — Wenn ich manchmal die Schaaren der Kleinen sehe, welche im Schmutze ihrer Arbeit aufwachsen, deren Eltern, deren Lohnherrn nichts an ihnen achten, als die Fähigkeit, wie eine Maschine die ewig sich gleichbleibenden Geschäfte zu besorgen, deren religiöses Gefühl ganz ungeweckt bleibt, weil leibliches, irdisches Wohlsein als das höchste, das einzige Glück ihnen von allen Seiten geschildert wird; wenn ich mir dann sage, in unserer Gemeinde werden jährlich zwanzig, dreißig, vierzig Kinder aus der Schule entlassen, ohne auch nur das Allernothdürftigste begriffen, ohne zu einem lebendigen Glauben sich erhoben zu haben: o dann bangt mir vor der Zukunft, denn was soll aus einer Gemeinde werden, wo diese verwahrlosten Kinder in 10 oder 20 Jahren einen großen Theil der Hausväter und der Hausmütter ausmachen werden! dann ist mirs leider sehr begreiflich, warum die Lauheit, die Gleichgültigkeit in Bezug auf alle religiösen Gegenstände so weit verbreitet ist. Die große, mit der weiten Ausdehnung der Gewerbe und Fabriken unzertrennlich verbundene Armuth vieler, sehr vieler Familien, die eben daher wieder entstehende Vernachlässigung des geistigen Wesens in einer großen Anzahl heranwachsender Kinder, — dieß ist es, was wir unter den vorzüglichsten Quellen des religiösen Indifferentismus unserer Zeit mit aufzuführen haben.

Also nicht große Armuth, aber auch nicht Reichthum ist den meisten Menschen gut. „Laß mich aber mein bescheiden Theil Speise dahin nehmen.“ Ja im Mittelstande, da wo die Verführungen des Reichthums, aber auch die Gefahren der großen Armuth fehlen, da gedeiht das ganze geistige Wesen der Menschen am besten, da ist der

Sinn für das Höhere, da ist der religiöse Glaube am häufigsten zu finden. Ich mag niemanden Unrecht thun, und niemanden von vorn herein den frommen Sinn absprechen — da sei Gott vor! — ich weiß, daß auch in den Wohnungen der Reichen, welche dem Glücke im Schooße zu sitzen scheinen, die Glücklichen in warmer Liebe zu Gott, dem Geber aller guten Gaben, leben und sich freuen können; ich weiß, daß auch unter dem unscheinbarsten, dem dürftigsten Gewande ein frommes, gläubiges Herz schlagen kann. Aber dort, wie hier sind gar manche Feinde des Guten zu besiegen, welche der Mittelstand nicht kennt, weil ihm, von Armuth und Reichthum gleich entfernt, sein bescheiden Theil Speise überwiesen ist. Der Mensch muß es fühlen, daß er von Gott gesegnet wird, dann wird ihm die Dankbarkeit leicht. Wer schon von Jugend an „genug hatte," oder durch einen glücklichen Zufall auf einmal reich wird, der fühlt es gewöhnlich nicht, daß Gott ihn segnet, sondern er meint eben, es gehöre ihm, ohne daß er fremde Unterstützung bedürfe. Und wer auf der andern Seite mit Anstrengung aller seiner Kräfte kaum so viel erarbeitet, daß er zu essen und zu trinken hat, dem ist's wieder nicht recht klar, daß er Ursache haben soll, einer höhern Macht, dem freundlichen Vater im Himmel dafür zu danken. Hat er sichs denn nicht sauer genug müssen werden lassen? Hat er denn wohl etwas empfangen, das er sich nicht mühsam erarbeitet hätte? Aber wer zwar arbeiten muß, um zu leben, bei jeder seiner Arbeiten aber sich selbst nachweisen kann, wie zu seinen Arbeiten der Segen von oben hinzugekommen, dem liegt das Geständniß recht nahe: durch Gott bin ich, was ich bin, und was ich habe, dank' ich ihm.

Auch hierdurch, ich weiß es wohl, ist's nicht vollständig erklärt, warum gerade in unserer Zeit der religiöse Indifferentismus so weit verbreitet ist, weil es sehr Reiche und ganz Arme immer gegeben hat. Jedoch ist, meiner Ansicht nach, die Armuth im Verhältnisse zu den bedeutenden Ansprüchen, welche von allen Seiten an die Genüsse des Lebens gemacht werden, kaum jemals so groß und so allgemein gewesen, als jetzt, wo, was ehemals fleißige Menschenhände verrichteten, durch die Kraft des Dampfes und durch hundert künstliche Maschinen zu Stande gebracht wird.

Fünfte Rede.

Ach! daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.

Wer dem Gange unserer Betrachtungen bisher mit Theilnahme gefolgt ist, wird sich dem Bekenntnisse nicht entziehen können, unsere Zeit sei wirklich indifferent, sei gleichgültig gegen das Heilige. Vielleicht glaubt aber Mancher, dieser Zustand sei nicht gar zu bedenklich; schlimmer würde es stehen, wenn entweder der Unglaube oder der Aberglaube herrschten, denn dort wie hier sei erst ein Feind zu bekämpfen, während bei dem Indifferenten eine Abneigung nicht vorhanden sei. Gegen eine solche Annahme müssen wir aber bemerken, daß der religiöse Indifferentismus eine weit schlimmere Krankheit sei, als der Unglaube, als der Aberglaube.

So hatte der große Ephraim Lessing ganz Recht, als er auf die Frage eines Freimaurers: nicht wahr, in unserm Vereine findet sich nichts gegen Religion und Staat und gute Sitte? lächelnd antwortete: wollte Gott, ich hätte so etwas bei euch gefunden, dann wäre doch wenigstens etwas da. Sehen Sie, meine Herren, bei dieser Aeußerung Lessings von seinem Urtheile über den Freimaurerbund ab, über welchen wir Nichteingeweihten kaum mit Recht ein günstiges oder ungünstiges Urtheil fällen dürfen, so müssen wir doch dem unbedingt beistimmen, eher sei da noch etwas zu hoffen, wo selbst in dem Verkehrten, dem Bösen sich eine gewisse Kraft äußert, als da, wo zwar nichts Anstößiges, aber auch nichts Gefälliges, nichts Lobenswerthes sich findet. Geht es uns doch gewiß Allen so, wenn wir eine Abhandlung lesen, welche sich nur in dem Allbekannten breit bewegt, ohne jemals etwas Eigenthümliches zu bieten. Es würde das Ganze uns lieber sein, wenn wir hier oder da auf einen schiefen Gedanken, auf eine unbegründete Beweisführung stießen, sobald sich darin nur

Spuren der Selbstständigkeit zeigten. Aber eben das ganz Geistlose, wonach das längst Dagewesene immer wieder als etwas Neues vorgeführt werden soll, eben dieß erregt ein wahrhaft unangenehmes Gefühl in uns. Oder daß ich noch eine Vergleichung brauche, wenn Eheleute zu mir kommen, und auf Scheidung dringen, und einander recht erbittert gegenüberstehen, so ist die Aussöhnung schwer, aber doch ist die Hoffnung darauf nicht ganz aufzugeben. Aber wenn sie völlig gleichgültig gegen einander sind, und kein Theil dem andern mehr etwas übel nimmt, dann sinkt meine Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg. Sehr natürlich! Bei dem Hasse ist immer noch eine gewisse Kraft vorhanden, an welche man sich wenden kann, und es kommt nur darauf an, daß wir diese Kraft in unsern Dienst zu nehmen, und ihr eine andere Richtung auf das Gute hin zu geben verstehen. Bei der Gleichgültigkeit aber ist eine traurige Leere des Herzens, da ist, möchte ich sagen, das Herz selbst todt. Wäre nun unsere Zeit in religiöser Hinsicht ungläubig, oder abergläubig, o gewiß es wäre ihr eher zu helfen, als bei dem weit verbreiteten religiösen Indifferentismus, denn sie geht eben deßhalb auf keine Vorschläge, auf kein Heilmittel, nicht einmal auf einen Kampf mit ein.

Ganz treffend läßt daher Johannes in seiner Offenbarung Christum zu der Gemeinde zu Laodicea sprechen: ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Die Drohung ist so ernst, ist so schrecklich, daß wir die Worte nicht ohne die tiefste innere Bewegung vernehmen können. Eins wird dabei immer noch gar Vielen auffallen, wie nämlich Christus von der Gemeinde zu Laodicea wünschen konnte: ach, daß du w a r m oder k a l t wärest! Das Eine ist klar und leicht verständlich, der Wunsch, die Gemeinde möge warm sein, sie möge die erste Liebe, wie es zuvor von der Gemeinde zu Ephesus heißt, nicht verlassen haben. Dann ist eine Gemeinde warm, wenn sie die Verbindung mit ihrem Haupte, Christus, lebendig unterhält, wenn sie es sich zum Ruhme anrechnet, im Glauben an ihn zu leben. Wie aber mag Christus wünschen können: ach, daß du k a l t wärest, da du nicht warm bist? Es liegt eben ganz dasselbe zum Grunde, was wir bereits bemerkten: völliger, entschiedener, offener Unglaube sei besser, achtungswerther, bei ihm sei eher

noch Heilung zu hoffen, als bei der religiösen Lauheit, bei dem religiösen Indifferentismus.

Es verhält sich auch hier mit dem Glauben, wie mit dem Leben der Menschen. Ein grober Verbrecher, wenn er zweckmäßig behandelt wird, ist eher noch zu bessern, als der gemeine Landstreicher, welcher bis zu groben Verbrechen allerdings nicht herunter gesunken ist. Bei dem Verbrecher ist immer noch eine gewisse geistige und sittliche Kraft vorhanden, an welche man sich wenden kann. Es ist vielleicht nur eine falsche Ansicht, von welcher der Unglückliche ausgeht. Zeigt ihm, und zwar recht überzeugend und recht gewinnend, daß er sich bisher geirrt hat, und er bedauert vielleicht ehrlich und aufrichtig, was von ihm in Folge jener falschen Ansicht geschehen ist. Ist's doch gewiß nicht ganz selten, nur dagewesen, daß Menschen, welche ehemals ganz tief standen, recht ernstlich in sich gingen und später gerade das Gegentheil von dem wurden, was sie früher gewesen waren. Die Geschichte, namentlich die Kirchengeschichte, giebt uns mehre derartige Beispiele an. Doch wir brauchen die Geschichte vergangener Jahrhunderte gar nicht erst zu befragen, da uns unsere eigene Erfahrung gewiß Belege genug für die eben ausgesprochene Behauptung giebt. Männer, welche als Jünglinge im Gefühl einer gewissen überströmenden Kraft fast an keine Gesetze und an keine Schranken gebunden sein wollten, und muthwillig gegen bestehende Gesetze verstießen, sind zeitig zur Erkenntniß ihrer Verirrungen gekommen, und geben nun nicht mehr leicht Veranlassung zu einem begründeten Tadel. Andere dagegen, in welchen von Jugend auf keine rechte Festigkeit, keine eigentliche Haltung war, welche niemals etwas mit recht entschiedener Vorliebe, mit warmer Begeisterung ergriffen, sondern immer der Spielball des Zufalls oder ihrer vorübergehenden Launen waren, sie sind immer tiefer gesunken, und sind jetzt nicht mehr fähig, irgend etwas Schwieriges zu thun, ja sie können nicht einmal bis zu dem Entschlusse sich erheben, den Kampf gegen das Böse zu beginnen. O gewiß Sie kennen dergleichen unglückliche Menschen auch, von denen man gar nicht weiß, wie man ihnen beikommen, wo man sie anfassen soll. Sie haben den Schein der Wahrheit für sich, wenn sie sprechen: thäten wir etwas wirklich Verbotenes, so würde uns ja die bürgerliche Verantwortung treffen; nun aber sind wir noch nicht zur Strafe gezogen worden, also muß unser Leben denn doch nicht so

ganz verkehrt sein. Jeder vernünftige und jeder verständige Mensch fühlt aber, ihr ganzes inneres Wesen ist matt und leer; sie haben weder zum Guten, noch auch zum Bösen eigentliche Kraft, und darum ist es fast unmöglich, sie von ihrer völligen Untauglichkeit zu überführen. Leichter ist dieß bei dem Verbrecher. Er muß zugeben, seine Handlungsweise verstoße entschieden gegen alle Ordnung und alles Recht; höchstens kann er sich damit entschuldigen, er sei von einem falschen Gesichtspunkte ausgegangen. Nehmen wir ihm diesen Entschuldigungsgrund, regen wir sein Ehrgefühl auf, welches auch in dem Verbrecher nicht erstorben ist, zeigen wir ihm, wenn auch in weiter Entfernung, ein edles Ziel, das er noch erreichen kann: dann ists leicht möglich, daß er seine Kräfte zusammennimmt und ihnen die Richtung auf das Gute giebt, während sie bis jetzt in dem Streben nach bloßen Scheingütern nutzlos verschwendet wurden. Von dem aber, der völlig gleichgültig ist gegen das Gute, von dem Landstreicher und Vagabunden, der, wir müssen dieß wohl sagen, der nicht einmal Muth und Kraft genug hat, um etwas Böses mit einer gewissen Beharrlichkeit auszuführen, von ihm erwartet niemals etwas. Das Höchste, was wir erreichen können, ist, daß er über seine eigne Schwäche weint, und fast noch mit Thränen in den Augen wird er sein elendes Wesen doch wieder von neuem beginnen. In ihm ist alles Kraftgefühl, und alles Ehrgefühl erstorben. Darum behandelt auch der Staat die schamlosen Bettler und die nichtswürdigen Landstreicher theilweise härter, als selbst grobe Verbrecher, und wendet bei ihnen selbst empfindliche körperliche Züchtigungen an, welche bei dem Verbrecher als unangemessen bezeichnet werden.

Was ich bisher bemerkte, sollte nur dazu dienen, das Verhältniß des Unglaubens und des religiösen Indifferentismus gegen einander abzuwägen, um ihren sittlichen Werth näher zu bezeichnen. Der religiöse Unglaube steht dem Glauben entschieden als sein Gegentheil gegenüber, er verneint und bestreitet das, was der Glaube setzt, er sucht den Ungrund desselben nachzuweisen, und macht gar kein Hehl daraus, daß er den religiösen Glauben nicht theile und ihn, wo er nur kann, bekämpfe. Er verfährt gegen den Glauben, wie der Glaube gegen ihn, denn Glaube und Unglaube können sich nicht vertragen. Es sind neuerdings Mehre aufgetreten, welche ganz offen erklären, sie theilen den religiösen Glauben nicht, sie wol-

len gar nicht auf die Bezeichnung als Gläubige Ansprüche machen. Nun wohl, das heißt ehrlich gehandelt. Wir begreifen nicht, wie sie bei dem Unglauben sich wohlbefinden können; wir wissen recht gut, daß wir von ihnen, wenn es sich um die Wahrung des religiösen Glaubens handelt, niemals auf irgend eine Unterstützung rechnen dürfen; wir sehen auch, sie begnügen sich nicht allein damit, daß sie den religiösen Glauben ganz von sich abgethan haben, sondern sie möchten gar gern auch die Welt auf ihren Standpunkt hinüberziehen, und es wird daher, wie es bis jetzt schon der Fall gewesen ist, auch daran nicht fehlen, daß man gegen den religiösen Glauben, die Frömmigkeit allerhand Beschuldigungen vorbringt, als könne neben ihnen das wahre Wohl der Menschen nicht bestehen, ja als ob nur ganz geistesschwache Menschen den Glauben hegen, die Frömmigkeit empfehlen könnten. Es sind dieß wohl traurige Erscheinungen, und manchmal drängt sich uns die bange Frage auf: was soll daraus werden? Jedenfalls aber — ich weiß recht wohl, was ich sage — jedenfalls ist jener entschiedene, offen erklärte Unglaube nicht so gefährlich, und nicht so verwerflich, als die religiöse Gleichgültigkeit, als der religiöse Indifferentismus. Ach! daß du kalt oder warm wärest, ruft Christus. Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.

Denn wir müssen hier dasselbe wiederholen, was wir schon vorhin bemerkten, bei dem religiösen Unglauben äußert sich noch immer eine gewisse geistige Kraft. Und wenn wir gerecht sein wollen, — wir sollen dieß aber auch gegen den Feind sein — so müssen wir zugestehen, der menschliche Verstand, wenn er sich losgesagt hat von jedem feinern Gefühle, von der jedem Herzen angebornen Ahnung, der menschliche Scharfsinn, wenn er ganz rücksichtslos seinen Weg fortgeht, ohne jemals darnach zu fragen, ob nicht das Herz, ob nicht eine unmittelbare Stimme in der eignen Brust widerspricht, der menschliche Verstand, wenn er nicht mehr unter der Leitung Gottes stehen, sondern eben ganz eigenmächtig verfahren will, er zeigt sich in den Schriften der genannten Männer von seiner glänzendsten Seite, in einer bewundernswürdigen Folgerichtigkeit, so daß, wenn man die ersten Sätze zugegeben hat, man gegen Alles das, was daraus gefolgert wird, nicht leicht etwas Erhebliches einwenden kann. Eben darin ist aber auch die Möglichkeit der Heilung gegeben. Denn bei dem

eifrigen Streben nach voller Wahrheit — ein Streben, welches wir jener Classe von Denkern durchaus nicht absprechen wollen, da es ganz ungerecht sein würde, zu behaupten, daß sie absichtlich irgend einen Irrthum verfechten — bei diesem eifrigen Streben nach reiner, voller Wahrheit kommt es nur darauf an, daß die Grundsätze, von welchen sie ausgehen, und auf denen sie fortbauen, als falsch und unhaltbar nachgewiesen werden. Ist dieß geschehen, dann muß das ganze Gebäude, welches der Unglaube aufgebaut hat, zusammenfallen, und die Kraft, welche jetzt nur dazu verwendet wird, um das Christenthum und den religiösen Glauben zu untergraben, diese Kraft tritt dann in den Dienst des Glaubens; aus einem Feinde ist ein entschiedener Freund geworden. Fast möchte ich an den Apostel Paulus erinnern, der anfänglich gegen das Christenthum im entschieden feindseligen Sinne handelte, dann aber, nachdem ihm das Irrige der Voraussetzungen, von denen er bisher ausgegangen war, nachgewiesen wurde, mit eben dem Eifer in den Dienst des Christenthums trat, und das vergessen machte, was früher von ihm geschehen war. Der Glaube ist ja nicht Sache des Willens; es hangt nicht von unserm freien Entschlusse ab, ob wir gläubig sein wollen oder nicht. Der Glaube ist Sache der freien Ueberzeugung. Bedauern können wir den, welcher bei seinem Forschen nach Wahrheit von einem ganz falschen Gesichtspunkte ausgeht, und deßhalb zu ganz falschen Ergebnissen kommt. Aber seinen Willen anklagen, und deßhalb die Reinheit seiner Ansichten in Zweifel ziehen, oder über den sittlichen Menschen blindlings den Stab brechen — nein das sei ferne! Jede eigne Ueberzeugung verdient Schonung und verdient Achtung, wenn es auch gewiß ist, daß die Einen der Wahrheit näher stehen, als die Andern.

Jede **eigne** Ueberzeugung, sagen wir, verdient Achtung. Eine **eigne Ueberzeugung** aber hat der Indifferente, der Gleichgültige gar nicht. Bei seiner innern Mattigkeit, bei seiner traurigen Leere, wonach er nichts mit rechter Liebe oder mit rechtem Hasse betrachten kann, bei der Gehaltlosigkeit seines ganzen geistigen Wesens kümmert es ihn gar nicht, ob etwas wahr ist, oder nicht, und mit einer vornehmen Miene fragt er wohl gar verächtlich mit Pilatus: „was ist Wahrheit? Der Eine giebt Dieses, der Andere Jenes dafür aus, und jeder behauptet, nur er habe das Recht auf seiner Seite;

was soll ich mich darum kümmern! Mögen das die Gelehrten, die Philosophen unter sich ausmachen; mir solls gleich gelten, was als Wahrheit erkannt wird." O die elenden, jämmerlichen Wesen! die für nichts, für gar nichts in der Welt Sinn haben, als für Essen und Trinken, als für alle die Genüsse, welche der Mensch mit den Thieren des Feldes gemein hat! O die elenden, erbärmlichen Wesen, welche bei jeder Frage, die über das Bereich der körperlichen Sinne hinausgeht, die Antwort bereit haben: mich geht's nichts an, ich überlasse das Andern! Wie? ihr wollt es Andern überlassen, darüber zu entscheiden, ob es einen Gott giebt, der euch erschaffen, oder ob der Zufall euch gebildet hat? Es geht euch nichts an, ob's eine weise, gerechte Weltordnung giebt, in welcher nur das Bessere gedeiht, das Böse aber durch seine eigne Verwerflichkeit in sich selbst zusammenfällt? Es gilt euch gleich, ob das Wort des Evangeliums Wahrheit enthält, daß Gott aus Liebe zu dem Menschengeschlechte hohe Veranstaltungen getroffen, auf daß Alle, die an seinen Sohn glaubten, nicht verloren würden, sondern das ewige Leben hätten? Es gilt euch gleich, ob dieß Wort eine große Wahrheit ist oder ein tausendjähriger Irrthum, durch den zahllose Millionen getäuscht worden sind? Wie? ihr könnt mit eurer empörenden Kälte sprechen: Andere mögen es untersuchen, ob in dem Menschen ein höherer Geist lebt, oder ob die Maschine des Körpers durch eigne Kraft in Bewegung gesetzt wird; ob die Menschen, ob wir unsterblich zu sein hoffen dürfen oder nicht? Wie? ihr fühlt wirklich das Gewicht der Frage nicht, der an Bedeutsamkeit keine andere nur entfernt nahe kommen kann? — Ach, meine Lieben, es ist fast unbegreiflich, wie es nur Einen Menschen geben kann, der bei gesunden Sinnen so etwas äußert, und dem gemäß lebt. Aber es giebt nicht blos Einzelne, nein Unzählige giebt's überall, welche nur warm werden, wenn bürgerliche Fragen verhandelt werden über das Mein und Dein, wo Güter in Aussicht gestellt werden, welche man wägen und messen kann; Unzählige giebt es, welche weder warm noch kalt sind, wenn die ernsten Fragen zur Sprache kommen, welche über das Gebiet des sinnlichen Lebens hinausreichen. Nichts rührt sie, und nichts regt sie auf; sie stehen in der Mitte zwischen Glauben und Unglauben, und haben nicht Muth und nicht Kraft genug, um für das Eine und gegen das Andere sich zu erklären. Jetzt sprechen wir bei den gottesdienstlichen Zusammenkünften

von dem Segen der Frömmigkeit, und warnen vor dem Unglauben. Aber gar manche unserer Zuhörer würden es lieber hören, wenn wir über die Kunst sprächen, reich zu werden, oder wenn wir Mittel anzugeben wüßten, um die sinnlichen Genüsse zu vermehren, zu erhöhen, zu verlängern. Fast glaube ich, wenn an die Stelle christlicher Seelsorger einmal andere Redner träten, welche entschieden den Unglauben predigten, manche der gewöhnlichen Zuhörer würden es nicht einmal bemerken, daß der ganze Standpunkt ein anderer geworden, daß das Ziel völlig verrückt worden ist.

Sagen Sie nun selbst, meine Freunde, ist eine solche Lauheit, ein derartiger religiöser Indifferentismus nicht im höchsten Grade zu beklagen? Wäre es nicht besser, jene Menschen wären nicht lau, sondern sie wären kalt? Wäre nicht, falls sie gegen die religiöse Wahrheit eine entschiedene feindselige Stellung einnähmen, noch eher zu erwarten, daß wir sie gewinnen, überzeugen könnten? Das ist aber das Bedenkliche, das Trostlose des religiösen Indifferentismus, daß er auf keine Vorschläge, auf kein Heilmittel, auch nicht einmal auf einen Kampf eingeht. Nur dann kümmere ich mich um eine Sache gar nicht mehr, wenn sie gar keinen Werth in meinen Augen hat, wenn ich sie entschieden verachte. Außerdem bin ich entweder dafür oder dagegen, entweder freundlich oder feindlich gegen sie gesinnt. Der religiöse Indifferentismus nun ist nicht gegen den religiösen Glauben, aber auch nicht dafür, er hat gar keine Meinung darüber, weil er die ganze Angelegenheit für unbedeutend, für gleichgültig erklärt, weil er sie verachtet.

Das ist ein trostloser Zustand: „O daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde." Also verstoßen von Christo sind die Lauen, die Gleichgültigen, sie haben keinen Theil an ihm und keinen Theil an seiner Seligkeit. Ach! sie dünken sich zu reich und zu unabhängig, als daß sie nach jemand fragen sollten, und doch gilt allzuwörtlich von ihnen, was der Gemeinde zu Laodicea gesagt ist: Du sprichst: ich bin reich und habe gar satt, und bedarf nichts; und weißt nicht, daß du bist elend und jämmerlich, arm und blind und bloß. Ja die Lauen sind wahrhaft blind. Denn sie kennen nicht den wahren Werth der Güter, nicht was sie zu ihrem dauernden Wohle bedürfen, nichts was den Hunger und Durst des Herzens

stillen und befriedigen kann; sie sehen es nicht, wohin ihr Weg sie nothwendig führen muß. Ach, sie sind wahrhaft elend und jämmerlich, arm und bloß. Denn wie reich sie sich zu sein dünken, oder wie groß auch die Summe ihrer äußern Besitzungen sein mag: haben sie denn etwas, das ihnen wirklich, das ihnen eigenthümlich angehörte? Und wenn sie ringsum mit Reichthümern umgeben sind, und wenn sie dem Glücke mitten im Schooße zu sitzen scheinen, ihr Inneres ist ja leer, ihr Geist, ihr Herz, ihr Gemüth, ihre ganze Seele ist ja dennoch arm und bloß. Denn niemand lebt davon, daß er viel Güter hat, sondern nur der ist reich, dem Gottes Liebe, dem Gottes Segen gewiß ist. Heute jubelt der Reiche, und spricht: ich habe gar satt, und bedarf nichts; und morgen wird ihm Alles genommen, was er hat, und als ein Bettler steht er da. Heute jubelt der Glückliche im Vollgefühle seiner Gesundheit und Kraft, und spricht: ich bedarf nichts; und morgen hat die Krankheit ihn schon erfaßt, und all sein Reichthum und alle seine Genüsse, und alle seine Tafelfreunde helfen ihm nichts mehr, denn nun ist er auf sich, auf das, was er eigentlich ist, beschränkt, und fühlt es, wie er ist „elend und jämmerlich, arm und blind und bloß.“ Heute jubelt der Glückliche, denn ein neuer bedeutender Gewinn ist ihm zugefallen. Aber bald verstummt seine Freude und sein Jubel, bald irrt sein Auge unstätt umher. Denn in seinem Innern regt sich die Unzufriedenheit, und sein eignes Gewissen bezeugt ihm: Alles, was du hast, gehört dir nur durch Betrug, mit Sünden hast du es gewonnen, mit Schanden wird man es wieder von dir nehmen. Und wie wirst du dann vor der Welt erscheinen, wenn das von dir abfällt, was der äußere Glanz dir nur geliehen? Ach dann erscheinst du nach deinem wahren Wesen, „elend und jämmerlich, arm und blind und bloß.“ — Sie haben doch auch, meine Lieben, Sie haben doch auch das Wesen der Welt beobachtet, Sie haben doch auch unter den Menschen sich schon umgesehen, und wissen ohngefähr, was in ihnen ist. Haben Sie auch schon einen Menschen ohne religiösen Glauben gesehen, den sie wahrhaft glücklich zu nennen sich hätten entschließen können? Jener alte Weise sagte, man müsse niemanden vor dem Tode glücklich preisen, denn leicht könne es vor Abend anders werden. Aber wir brauchen gar nicht dahin zu blicken, wo das Ungenügende, das Vergängliche aller äußern Verhältnisse jedem recht klar einleuchtet, wir brauchen gar nicht

an den Tod und an das darauf folgende Gericht zu denken. Auch wenn wir bei der Gegenwart stehen bleiben, müssen wir sprechen: ohne religiösen Sinn, ohne frommen Glauben giebt es für den Menschen kein wahres Glück und keine wahre Freude. Mag die Welt, wie sie nun einmal ist, den Glücklichen beneiden, der alle Tage herrlich lebt und in Freuden; wer da gelernt hat in Gott sich freuen, läßt der Welt ihre Freuden und begnügt sich gern mit dem ihm angewiesenen bescheidnen Theile Speise, wenn sein Erbtheil nur durch Gottes Liebe gesegnet ist. Die Welt hat wohl Freuden in Menge, allein keine wahre Freude; sie hat wohl der Güter viele, aber das wahre, das höchste Gut fehlt ihr noch immer; sie jubelt wohl manchmal im rauschenden Sinnentaumel, aber der Friede und die Freude im heiligen Geiste ist ihr unbekannt.

Und wie trostlos, wie wahrhaft beweinenswerth ist das Loos der Lauen, der Gleichgültigen, wenn ihr Leben eine etwas düstre Wendung nimmt. So lange das Glück ihnen lacht, leben sie in dumpfer Bewußtlosigkeit dahin, und sind ziemlich zufrieden, wenn sie vor lauter Zerstreuungen nicht zu sich kommen. Aber das Gefühl der innern Leere, der innern Gehaltlosigkeit kommt über sie, wie ein Ungewitter in finsterer Nacht, wenn sie vom Glücke verlassen werden. Sie haben nichts, worauf sie sich stützen, woran sie sich halten können, und stehen nun da als elend und jämmerlich, als arm und blind und bloß. Da strahlt des Frommen Glaube wie ein Leuchtthurm auf offener See, da ruft der Fromme voll froher Zuversicht: ich weiß, an wen ich glaube! wenn ich nur Gott habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, denn er ist allezeit meines Herzens Trost und mein Theil. Er nimmt mich — die unmittelbare Stimme des Innern verbürgt es — er nimmt, wenn ich im Feuer der Trübsal bewährt worden bin, er nimmt mich zu Ehren an. Herrliches Loos der Gläubigen! Trostloser Zustand der Lauen, der Gottentfremdeten!

Wenn es wahr ist, daß unsere Zeit dem religiösen Indifferentismus verfallen ist, o meine Theuern, o dann kann, dann darf's ja nicht so bleiben. Aber wer soll helfen? Ich weiß keinen Stand, der entschiedener verpflichtet, aber auch mehr geeignet wäre, hier helfend, umbildend einzutreten, als der christliche Lehrstand im weitesten Sinne des Wortes. Er soll ja der Träger des Heiligen, der Vermittler sein zwischen der Wahrheit und den Belehrung suchenden Menschen, er

soll Haushalter sein über Gottes Geheimnisse. Ich würde mir selbst kaum halb genügt haben, wenn ich nur das traurige Bild des weithin verbreiteten religiösen Indifferentismus vor Ihnen entworfen hätte, und nicht wenigstens den Versuch machte, einige Mittel zu nennen, welche uns zur Bekämpfung des Indifferentismus zu Gebote stehen. Erwarten Sie nicht gerade etwas Neues, denn das vermag ich nicht zu bieten. Nur Bekanntes werde ich Ihnen nennen können; vielleicht ist's aber doch nicht vergeblich, daß wir einmal gemeinsam unsre Blicke recht bestimmt auf das Ziel hinrichten, dem wir alle zusteuern müssen, und vielleicht erreichen wir wenigstens theilweise unser Ziel um so eher, wenn wir uns recht klar bewußt sind, wir arbeiten nicht umsonst, sondern in jeder Schule, in jeder Kirche haben wir einen Berufsgenossen, der bereit ist, an unsrer Seite den Feind alles wahren Wohlseins, die religiöse Gleichgültigkeit, zu bekämpfen.

Sechste Rede.

Ich glaube, darum rede ich. — Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben.

Höchst bedenklich, ja wahrhaft beweinenswerth ist der Zustand unsrer Zeit, meine Theuern, da ein großer Theil unsrer Zeitgenossen dem religiösen Indifferentismus verfallen ist. Natürlich fragen wir nach Mitteln gegen dieses Uebel, nach Arznei gegen diese traurige Krankheit. Wer soll hier Hülfe schaffen? Erlauben Sie, daß ich die Mittel hier mit Stillschweigen übergehe, welche von Seiten der Gewalthaber, von Seiten des Staates für diesen Zweck angewendet werden können, und mich blos auf die beschränke, welche gerade der Lehrstand, wenn auch nicht allein, so doch vorzugsweise, in seinen Händen hat. Es ist unverkennbar, daß sehr viel darauf ankommt, ob der Fürst eines Landes, und die Männer, welche ihm zunächst zur Seite

stehen, religiösen Sinn haben oder nicht. Im ersten Falle wird sich die zarte Rücksicht auf das Heilige, die Achtung vor Religion in allen ihren Handlungen, so wie durch die ganze Gesetzgebung leicht zu erkennen geben; im letzten freilich fragt der todte, finstre Buchstabe des Gesetzes nicht darnach, ob unter dem, was als Recht gelten soll, Religion und Sittlichkeit leidet. Wirkt nun so der fromme, religiöse Sinn der Fürsten fast unmittelbar auf seine Untergebenen ein, weil das Beispiel, welches von einem Fürstenhofe gegeben wird, sehr bald in kleinern und dann in größern Kreisen Anklang und Nachahmung findet: so geht von einem Throne, wenn Unglaube oder Gleichgültigkeit gegen das Heilige auf ihm Platz genommen hat, ein giftiger Pesthauch aus, welcher die zarte Blüthe der Frömmigkeit im Volke ertödtet. Freuen wir uns denn, meine Theuern, daß seit einiger Zeit, ein milderer, dem Heiligen mehr zugeneigter Sinn bei den Berathungen über öffentliche Angelegenheiten sich ausgesprochen hat. Freuen wir uns, meine Theuern, daß die Regierung unsers Landes zu der Ueberzeugung sich bekennt, ein Staat, welcher nach der Religion nichts frage, sei ein Bau, dem aller sichere Grund und jeder feste Haltpunkt fehle. O hätte man dieß immer und überall anerkannt, es wäre mancher Fehlgriff unterblieben, welcher gar tief eingreift in das religiöse Leben des Volkes! Doch ich wollte mich ja darauf beschränken, nur einige Mittel namhaft zu machen, welche vorzugsweise dem Lehrstunde zu Gebote stehen, um den religiösen Indifferentismus der Zeit glücklich zu bekämpfen, um dem Geiste der Zeit nach und nach wieder eine bessere Richtung zu geben.

Hierbei setze ich freilich voraus, daß wir alle, die wir zu Lehrern bestellt sind, wirklich Glauben haben, also nicht etwa nur von dem Unglauben und Aberglauben, sondern ebenso weit auch von dem religiösen Indifferentismus entfernt sind. So viel ist ja klar, ein ungläubiger Lehrer, welcher Alles das, was er seines Amtes wegen öffentlich vorzutragen hat, für eine bloße Sage, ohne innerlichen Gehalt, für eine bloße Erdichtung einer leichtgläubigen Phantasie ansieht, ein solcher Lehrer kann sich auf die Dauer gar nicht halten, wenn er nicht in den traurigsten Zwiespalt mit sich selbst gerathen soll. Es war der neuern Zeit aufbehalten, auch dieß Schauspiel zu sehen, daß ein junger, geistig tüchtiger Lehrer offen erklärte, er halte das nicht für wahr, zu dessen Vortrag er als christlicher Lehrer ver-

pflichtet sei, und daß er deßhalb auf sein Amt, welches ihm Ehre und Brot gegeben hatte, freiwillig verzichtete. Wie sehr wir's nun beklagen, daß eine einseitige Richtung unsrer Zeit in so offnen Zwiespalt mit den Wahrheiten des Christenthums gekommen ist, so müssen wir auf der andern Seite doch auch wieder die offne Ehrlichkeit rühmend anerkennen, mit welcher die eigne Unfähigkeit, länger im Dienste Christi zu arbeiten, öffentlich erklärt wurde. Der Unglaube, oder die dem religiösen Glauben entgegengesetzte Ueberzeugung kann es ja nicht lassen, sich ebenfalls auszusprechen und im Gegensatz zu der religiösen Ueberzeugung der Menge sich gelten zu machen. Wie traurig müßte es dann um einen ungläubigen Lehrer stehen, dessen Herz von dem nichts wüßte, was er seines Amtes wegen vorträgt, gleichwohl aber, weil sein Amt ihn nährt, den Muth nicht hätte, mit seiner Ueberzeugung offen hervorzutreten! Ungläubige Lehrer — nein ich fürchte nicht, daß es deren überhaupt viele giebt. Das Verhältniß ist gar zu unnatürlich. Aber indifferente? O bei der weiten Verbreitung der religiösen Gleichgültigkeit in unserer Zeit ist es wohl möglich, daß Eltern einen ihrer Söhne für das Lehrfach bestimmen, obschon sie selbst gegen das Heilige gleichgültig sind, obschon in dem Sohne ein fester religiöser Grund noch nicht gelegt ist. Der Knabe besucht die Schule und die Bildungsanstalten für seinen künftigen Beruf, und sammelt sich eine Menge schöner Kenntnisse, welche ihn zum Lehrer befähigen. Allein Eins fehlt ihm, das ist die eigne feste religiöse Ueberzeugung, das ist der religiöse Glaube. Ungläubig ist er nicht, sonst würde er dem widersprechen, was ihm von seinen Lehrern vorgetragen wird; aber warm ist er auch nicht, von einem religiösen Feuer, von einer frommen Begeisterung weiß er nichts. So tritt er ins Amt — nicht warm, nicht kalt, ohne eignen Glauben, ohne eigne Ueberzeugung. Er hat die religiösen Wahrheiten wie eine Legende von seinen Lehrern überkommen, und so werden sie auch von ihm wieder seinen Schülern vorgetragen, nur mit dem Verstande, nicht aus dem warmen, von einem frommen Feuer erwärmten Herzen. Ach! ich fürchte, das ist nicht blos einmal dagewesen, das ist das traurige Erbtheil, welches von dem Geiste unserer Zeit auch auf manchen Lehrer übergegangen ist. Heuchler wollen sie nicht sein, ein tiefes, volles Ergriffensein von dem, was sie gerade vortragen, mögen sie nicht für den Augenblick erzwingen, weil dieß einem Be-

truge gar zu ähnlich sieht. Darum sprechen sie kalt und gleichgültig, und wissen die Herzen nicht zu ergreifen.

Sollen wir den religiösen Indifferentismus unserer Zeit mit Glück bekämpfen, so ists klar, wir müssen nicht nur vom Unglauben, sondern auch vom Indifferentismus selbst frei sein, wir müssen gläubig sein. Recht fest muß in uns selbst die Ueberzeugung wurzeln: Himmel und Erde sind eines Gottes Werk; was da geschieht, es sei droben im Himmel, oder unten in der Tiefe, es sei am hellen Tage oder im Dunkel der Nacht, das ist von Gott gekannt und in seinem Rath beschlossen; was wir erstreben, es hat nur dann wahren Werth, wenn's zu Gott uns führt, zu innigerer Gemeinschaft mit ihm, zu größerer Aehnlichkeit mit seinem Wesen; weder Leben noch Tod, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Creatur, mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu, unserm Herrn, denn in Gott leben, weben und sind wir. Recht fest muß sie gewurzelt sein im Herzen die fromme Ueberzeugung, Gott hat uns je und je geliebt, und hat durch seinen Sohn zur Seligkeit uns berufen; hier wandeln wir nur im Glauben, einst aber werden wir zum Schauen kommen, wenn er uns aufnimmt in sein himmlisches Freudenreich; dann wird er ans Licht ziehen, was verborgen ist, und den Rath der Herzen offenbaren. Recht gläubig muß unser ganzes Wissen, recht gläubig unser Leben sein, so recht durchdrungen von der Ahnung einer höhern Welt, so recht geweiht von der Zuversicht: wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch allezeit meines Herzens Trost und mein Theil. Ist dieß der Fall, sind wir selbst recht fest im Glauben, dann sind wir auch im Stande, den Indifferentismus siegreich zu bekämpfen; wir brauchen nur unsern Glauben überall recht entschieden zu bekennen, denn „zu überzeugen fällt keinem Ueberzeugten schwer."

Vielleicht könnte mir jemand — nicht Einer von Ihnen, meine Freunde, denn Sie selbst fühlen den Unterschied sehr bestimmt — es könnte mir jemand einwerfen: warum soll gerade die eigne Ueberzeugung von der Wahrheit des Gesagten so dringend nothwendig sein? Kommt's doch im Leben nicht selten vor, daß jemand das

Andern dringend empfiehlt oder wohl auch das zu halten zwingt, wovon er innerlich nichts weiß, oder was er im eignen Herzen verachtet. Ist nicht der Richter an den Buchstaben des Gesetzes gebunden, auch wenn er das Ganze für unangemessen erkennt? Und weiß man nicht von Manchem, welcher auf Zucht und Ordnung vermöge seines Amtes sehen muß, mit großer Bestimmtheit, daß er sich selbst über alle jene Bestimmungen hinwegsetzt, deren Uebertretung er an Andern ernstlich rügt? Kann er den Gehorsam gegen Gesetze erzwingen, welche er selbst nicht achtet, sollte nicht auch ein Lehrer in seinen Schülern eine Ueberzeugung wecken können, die er selbst nicht theilt? Allein Sie sehen auf den ersten Blick, meine Theuern, den großen Unterschied der Verhältnisse. Dort handelt es sich um etwas Aeußeres, hier aber um das Innerste, was es nur geben kann. Die That kann ich erzwingen, die Ueberzeugung aber nimmermehr, wenn ich mir selbst entgegenwirke. Dieß aber muß nothwendig geschehen, wenn ein Zwiespalt sich findet zwischen meinen jetzigen und meinen sonstigen Aeußerungen, wenn ich mir nicht ganz gleich bleibe. Aus der Miene ersieht man's, aus dem Tone der Stimme nimmt man's ab, ob das Herz dabei ist, oder ob nur der Verstand, oder ob wohl gar nur die kluge Berechnung die Worte eingab. Nein aus dem Herzen muß es strömen warm und wahr, und jedem Worte, jeder Aeußerung muß man's anhören und anfühlen, daß sie nichts Gemachtes, nichts Erzwungenes, nichts Berechnetes enthalten, dann finden sie den Weg zum Herzen.

Ich glaube, darum rede ich.

Ich fürchte hier nicht das Mißverständniß, daß Sie mir die Aufforderung oder die Zumuthung unterlegen, Sie sollen Ihren Glauben zur Schau tragen, und überall Gelegenheit suchen, in frommen Worten sich zu ergießen. Da ist die Heuchelei nicht fern, und der Heuchler ist der verächtlichste Mensch unter der Sonne. Wer hätte denn nicht schon dergleichen Menschen gesehen, welche, so oft sie von Andern gesehen werden, ganz in fromme Gefühle aufgelöst zu sein scheinen, und es nicht genug rühmen können, wie glücklich sie bei ihrem Glauben sich fühlen, welche den Namen Gottes und den Heiland immer im Munde führen, und in einem süßlich widerlichen Tone von den Gnadenbezeugungen Gottes, von dem wunderbaren Gange ihres Lebens sprechen! Wie die Sünde sind solche Menschen

mir verhaßt; eher will ich dem frechsten Bösewicht trauen, als einem solchen Menschen, dem Alles daran gelegen ist, Andere glauben zu machen, er sei fromm. Wer mit dem Heiligen spielt, und den Namen Gottes bei jeder Gelegenheit, also unnützlich führt, der verdient die entschiedenste Verachtung. Aber ich sehe doch auch keinen Grund, warum wir unsern religiösen Glauben absichtlich irgend wie verschweigen sollen. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Scheut sich der Ungläubige nicht, seinen Unglauben, scheut sich der Abergläubige nicht, seinen Aberglauben, scheut sich der Gleichgültige nicht, seine religiöse Gleichgültigkeit überall offen zu erkennen zu geben: warum wollen wir uns denn unsers Glaubens schämen? Denn so ist es! Wer entweder den religiösen Glauben seiner Umgebungen gar nicht theilt, oder wer wenigstens in einzelnen Punkten von demselben abweicht, und Gründe gefunden zu haben glaubt, welche nicht widerlegt werden können, sucht gewöhnlich absichtlich eine Gelegenheit, wo er seine abweichende Meinung aussprechen, und wo möglich für dieselbe Proselyten gewinnen kann. Der Unglaube ist nicht gesonnen, sich etwa zu verstecken, sondern er drängt sich offen und entschieden an das Licht hervor. Und nicht anders macht's der Aberglaube. Wie widersinnig auch der vermeintliche Zusammenhang zwischen den einfachen Handlungen und den geheimen Wirkungen derselben jedem Denkenden erscheint, wie wenig auch der Abergläubige, wenn er seine Phantasien ausspricht, für seine wahre Ehre sorgt: so sind doch die Allermeisten wenig bedenklich, sich als Abergläubige zu erkennen zu geben, und beruhigen sich gewöhnlich, wenn sie von Andern verlacht werden, mit der immer wiederkehrenden Trostformel: mag die Welt lachen, genug wahr ist's doch. Der Indifferentismus endlich verbirgt sich gleichfalls nicht. In einzelnen Fällen mag der Gleichgültige es gerathen finden, sich an Andere anzubequemen, weil es in seinen Augen überhaupt der Mühe sich nicht verlohnt, über religiöse Gegenstände zu streiten oder um ihretwillen mit jemanden zu brechen; in den meisten Fällen dagegen tritt der religiöse Indifferentismus so offen hervor, daß man wohl sieht, er scheut es vor Andern nicht, sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen. Wenn dem nun so ist, warum sollten wir Bedenken tragen, unsern Glauben, unsere fromme Ueberzeugung offen zu bekennen? Sollte es denn wirklich entweder unserm Verstande, oder unserm Herzen zur Schande

gereichen, daß wir Glauben haben? Und doch, meine Theuern, doch läßt sichs nicht abläugnen, nicht Wenige scheuen sich, den Glauben, welchen sie im Herzen tragen, frei vor der Welt zu bekennen. Sie fürchten, ihr Glaube an Gott, an Christus, an das Heilige im Allgemeinen werde ihnen Nachtheil bringen. Es ist traurig, daß wir es sagen müssen, aber ist's nicht wirklich fast dahin gekommen, daß wir uns fast allemal erst bedenken, ehe wir den Namen Gottes oder Christi aussprechen, ehe wir von Gottes Eigenschaften und seiner Liebe und unsrer Hoffnung der Unsterblichkeit reden? Schüchtern blicken wir uns um, ob nicht jemand zugegen ist, in dessen Augen uns ein offenes Bekenntniß Nachtheil bringen könnte. Hier sehen wir Weltmenschen, welche uns nicht begreifen, wenn wir von der Andacht des Herzens und von der Seligkeit sprechen wollten, welche wir in in den Stunden gefühlt, wo unser Herz erhoben über Zeit und Erde in dem Anschauen Gottes, in der Vereinigung mit ihm, dem Urquell aller Seligkeit, ruhte. Werden nicht diese mit einer spöttischen Miene auf uns herabsehen, als auf Menschen, die nicht wissen, was wahres Glück ist, oder als auf Menschen, welche der haltlosen Schwärmerei sich hingegeben haben? Ein solches Urtheil aber aus dem Munde unserer Umgebungen wäre uns sehr empfindlich; wir verschließen die bessern Gefühle in uns, und drängen das unwillkürlich hervortretende Bekenntniß wieder zurück. Wir schämen uns unsers Glaubens vor den Weltmenschen, nicht weil wir an der Wahrheit desselben zweifeln, nicht weil wir Ursache haben, irgend etwas von dem zu verheimlichen, was wir empfunden, sondern weil wir nicht mit denen in einen Widerspruch gerathen mögen, welche ihre verkehrte Lebensweisheit als die allein richtige und untrügliche überall empfehlen. — Beharrlich haben Manche festgehalten an dem Glauben ihrer Jugend, an der Ueberzeugung, welche ihnen in den Tagen eingepflanzt und als ein Heiligthum bezeichnet wurde, wo sie zum ersten Male zu des Herrn Tische treten durften. Nur der Mensch mit einem frommen Herzen, glauben sie, ist wahrhaft glücklich; nur wenn der Friede Gottes, welcher höher ist, denn alle Vernunft, im unverderbten Herzen wohnt, steht der Mensch fest und unangreifbar da gegen Alles, was ihm feindlich entgegen treten will. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele! und was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder

löse! Wahres Glück ist nur in der Verbindung mit wahrer Tugend zu finden; darum halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt wohl gehen! Diese Ueberzeugung, diesen wahrhaft christlichen Glauben haben sich Manche aus der Zeit ihrer Jugend bewahrt, und ihn in ihrem Herzen gepflegt. Aber wagen sie es wohl, sich ungescheut zu diesen Grundsätzen zu bekennen? Bitten sie nicht, wenn sie des etwas äußern, fast allemal gewissermaßen um Verzeihung, um Schonung ihrer Schwachheit? Und meinen nicht Viele wirklich, es sei von ihrer Seite recht nachsichtig, wenn sie dulden, daß in ihrer Nähe so etwas geäußert werde? — Den Dienern des göttlichen Wortes und den Lehrern der Jugend sieht man es nach, daß sie von Gegenständen des Glaubens und der Religion sprechen, so lange sie im Amte sind; aber man zürnt ihnen manchmal schon, wenn sie sich eben so im geselligen Leben, im Umgange mit Leuten aussprechen, welche in keiner amtlichen Beziehung zu ihnen stehen. Manche würden uns für sehr schwach und abergläubisch halten, wenn sie wüßten, daß wir das wirklich glauben, was wir lehren. Zur Entschuldigung in ihren Augen dient — es ist traurig, es ist schrecklich, daß es so ist! aber es ist so! — der Umstand, daß wir unserer amtlichen Verpflichtung wegen nicht anders sprechen dürfen. Wenn wir nun aber auf Pflicht und Gewissen versichern, daß wir nie ein Wort öffentlich sagen, von dessen Wahrheit wir nicht auch innerlich in unserm Herzen überzeugt sind; wenn wir versichern, es ist das wirklich unser Glaube, wie er in unserm Herzen lebt: was werden die Weltmenschen dazu sagen? Sie werden den Kopf schütteln und es nicht glauben wollen, und immer wieder vermuthen, die Worte seien doch wohl anders gemeint, als sie lauten, denn ihrer Meinung nach kann nur ein Schwacher, ein Abergläubischer dieß Alles für wahr ansehen. In der That der Widerspruch ist groß! Nur darum urtheilen Andere weniger nachtheilig über uns, weil sie uns für Heuchler halten, welche anders denken, als sie sprechen; wüßten sie, daß wir es ehrlich meinen, so würden sie — muß ich's nicht aussprechen? — sie würden uns verachten. Durch die Furcht nun, daß Andere so nachtheilig urtheilen werden, lassen wir uns wirklich nicht selten bestimmen, unsern Glauben, die wahre Gesinnung des Herzens, zu verschweigen. Getrost berufe ich mich auf Ihre eigene Erfahrung, ob Sie nicht oft fromme Gedanken, fromme Gefühle haben, nicht oft von einer wahrhaft christlichen

Gesinnung sich durchdrungen fühlen, dennoch aber Bedenken tragen, das auszusprechen, was in Ihrem Herzen glüht? ob Sie nicht die Thräne der Rührung gewaltsam unterdrücken, um nur nicht für schwach zu gelten; nicht manchmal die Hinweisung auf religiöse Grundsätze ängstlich vermeiden, um nur nicht für abergläubisch gehalten zu werden? Ja, ob Sie nicht manchmal für Ihre Handlungen einen weniger reinen, weniger lauteren Beweggrund vor Andern nahmhaft machten, um nur nicht den Glauben aufkommen zu lassen, daß Sie durch Rücksicht auf Gott und auf das Heilige sich haben leiten lassen?

Wie, meine Theuern, gereicht es uns vor den Gebildeten wirklich zur Schande, daß wir religiös gesinnt sind? Ist es wirklich das Zeichen eines schwachen Geistes, gläubig zu sein? Steht der Ungläubige etwa höher, welcher spricht: ich glaube an niemanden, als an mich selbst? oder der Indifferente, welcher den Grundsatz bekennt: ich lasse es unentschieden, was Wahrheit ist? O nein! Die wahre Weisheit ist gläubig! Nur die Verkehrtheit kann des Glaubens spotten.

Häufig aber erklärt sich die Erscheinung, daß der Glaube des Herzens nicht frei vor der Welt bekannt wird, daher, daß wir selbst den Widerspruch fühlen, in welchem unser Leben mit unserm Glauben steht. Der Glaube nämlich, die fromme Ueberzeugung des Herzens muß sich in Thaten äußern, das Leben selbst muß untrügliche Beweise dafür geben. Nun ist's aber — wir wissen es Alle — es ist sehr schwer, das jederzeit auch im Leben zu üben, was wir innerlich für recht anerkennen. Jeden bösen Gedanken sollen wir vermeiden, denn Gott wird einst Rechenschaft fordern nicht blos von den Thaten und Worten, sondern auch von den geheimen Gedanken des Herzens. Sind denn aber unsere Gedanken immer rein? Wird uns nicht manchmal ein unreiner Gedanke fast wider unsern Willen von außen aufgedrungen? und dann von uns beharrlich festgehalten, und weiter ausgeführt, obschon wir's wissen, es ist ein sündlicher Gedanke? Treu und gewissenhaft sollen wir sein in der Erfüllung unsers Berufs, immer eingedenk der hohen Wahrheit, daß Gott es ist, dem wir diesen Beruf verdanken. Aber tritt nicht in einzelnen Augenblicken diese Ueberzeugung so in den Hintergrund, daß wir nur an uns denken und an das, was uns gerade jetzt bequem und angenehm ist? Theilen wir nicht manchmal die niedere, rein sinnliche Ansicht von unserm Be-

rufe, er sei eben nur ein Weg, um unser Bestehen in der bürgerlichen Gesellschaft zu sichern? — So tritt unser Leben in einen offnen Widerspruch mit unserm Glauben; wir sehen das Bessere und billigen es, wir geben ihm Recht nach dem inwendigen Menschen, und üben dennoch das Böse, das wir selbst für verwerflich anerkennen, wir thun das Böse, das wir hassen. Wie leicht können wir nun deßhalb von Andern angegriffen werden, wenn sie auf diesen Widerspruch zwischen dem hinweisen, was wir als unsern Glauben ausgesprochen haben, und dem, was wir demohngeachtet uns erlauben! Was sollen wir angeben, um jenen Widerspruch nicht blos zu erklären, sondern auch zu entschuldigen? Werden sie uns nicht für Heuchler halten, welche mit salbungsvollen Worten freigebig sind, aber bei aller oft gerühmten Reinheit des Glaubens dennoch ein verwerfliches Leben führen? Ist der nun nicht wenigstens klüger, welcher gleich von vorn herein erklärt, er habe sich ein näheres Ziel, eine leichtere Aufgabe gestellt, und er wünsche eben deßhalb auch nach einem andern, weniger strengen Maßstabe beurtheilt zu werden? Das Gefühl unserer eignen Unwürdigkeit, das Gefühl, daß Glauben und Leben bei uns nicht genug übereinstimmt, das ist der Grund, warum wir gar oft Bedenken tragen, den Glauben, den wir im Herzen haben, frei vor der Welt zu bekennen, die religiöse Ansicht, welche wir für die einzig richtige halten, auch vor Andern auszusprechen.

Es lassen sich demnach allerdings leicht Gründe aufzählen, woher die Erscheinung zu erklären ist, daß Menschen den religiösen Glauben, der in ihrem Herzen wohnt, auszusprechen Bedenken tragen; nur sind aber diese Gründe durchaus nicht der Art, daß sie eigentlich den Ausschlag geben sollten. Wie dringend ist dagegen die Verpflichtung, seinen religiösen Glauben zu bekennen! Haben wir's nur einmal gewagt, unsern Glauben recht frei und recht bestimmt auszusprechen, lassen wir uns nur im Anfange nicht durch ein spöttisches, vornehmes Lächeln irre machen, so werden sich unsere Umgebungen sehr bald daran gewöhnen, und uns unsern Gang gehen lassen. Gefällt uns denn nicht der auch, welcher seine Ueberzeugung, den Glauben seines Herzens recht entschieden ankündigt, so daß wir in voraus wissen, wie er in einem vorkommenden Falle urtheilen werde, selbst dann, wenn wir nicht gleicher Meinung sind? Achten wir denn etwa den, welcher höchstens mit verschämten, nieder-

geschlagenem Blicke von Gott und seiner Vorsehung, von dem Erlöser und seinem Verdienste, von der Unsterblichkeit und dem Frieden eines guten Gewissens spricht? Ist's nicht in allen Verhältnissen die Offenheit, welche wir als nothwendig und lobenswerth bezeichnen? Ich glaube, darum rede ich, das muß unser Grundsatz sein. Wie wohl thut es dem Herzen, wenn es seine Gedanken und Empfindungen einmal recht offen ausgesprochen hat! Wie bestimmt kündigt es sich im Gewissen an: deine Ueberzeugung mußt du frei vor der Welt bekennen, selbst auf die Gefahr hin, daß du deßwegen verlacht oder verspottet werden solltest. Ein freies Bekenntniß giebt, seine äußern Folgen mögen sein, welche sie wollen, ein Gefühl der innern Befriedigung, des innern Wohlseins. Verklagen uns im Gegentheil nicht unsere eigenen Gedanken, wenn wir uns sagen: die Wahrheit muß dir doch nicht heilig sein, da du dich schämst, dich für ihren Freund zu erklären! Und fordert nicht Christus ein freies Bekenntniß von seinen Freunden? Er spricht: wer nun mich bekennet vor der Welt, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer aber mich verläugnet vor der Welt, den werde ich auch verläugnen vor meinem himmlischen Vater.

Wenn dem aber nicht so wäre, wenn wir es auch nicht als Pflicht gegen uns selbst anzusehen hätten, daß wir den Glauben unsers Herzens frei bekennen, so wird dieß doch unbedingt durch die Rücksicht auf die äußern Folgen eines freimüthigen Bekenntnisses des Christenthums empfohlen. Christus fordert recht freimüthige Bekenner, wenn er sagt: was ich euch jetzt ins Ohr sage, das predigt auf den Dächern. Und Paulus hebt es so bestimmt als möglich hervor, daß der Glaube des Herzens auch äußerlich mit dem Munde bekannt werden müsse. Denn so du mit dem Munde bekennest Jesum, daß er der Herr sei, spricht er, und glaubest in deinem Herzen, daß ihn Gott von den Todten auferwecket hat, so wirst du selig. Denn so man von Herzen glaubt, so wird man gerecht; und so man mit dem Munde bekennt, so wird man selig. Wenn nun die Jünger des Herrn sich damit begnügt hätten, daß sie in ihrem Herzen an Christum glaubten, sie hätten aber aus Furcht vor dem ihnen sehr nachtheiligen Urtheile der Welt mit ihrem Glauben nicht hervortreten wollen; wenn sie höchstens im vertrauten Zirkel naher, gleichgesinnter Bekannten sich über den Grund ihres Glaubens unterhalten hätten,

würde wohl das Christenthum den Weg über die weite Erde gefunden haben? würde es nicht vielleicht schon nach wenigen Menschenaltern wieder vergessen worden sein? Nun wußten sie aber vorher, wenn sie Christum den Gekreuzigten predigten, so war dieß den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit; sie wußten es, daß die Führer des Volkes aus Eigennutz und kluger Berechnung, und die große Menge aus blinder Anhänglichkeit an dem Althergebrachten ihnen und ihrer Predigt zürnen würden. Dennoch aber erklärten sie frei und unumwunden: wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten von dem, was wir gesehen und gehöret haben. Das Herz war es, was sie dazu trieb; die Ueberzeugung war es, nur der Glaube, den sie von Christo empfangen hatten, nur dieser Glaube gebe der Menschheit Heil und Segen und wahren Frieden. Als begeisterte Freunde des, der den Glauben seines Herzens in keinem Augenblicke verläugnete, der ein gutes, standhaftes Bekenntniß abgelegt hatte unter Todesgefahren und Todesschmerzen, traten auch sie hinaus vor die Menge, und gaben Rechenschaft von dem Glauben und von der Hoffnung, die in ihnen war. Man hörte es an ihren Worten, und sahe es an ihren Mienen, sie waren fest überzeugt von dem, was sie verkündeten, und darum war ihre Arbeit fast nirgends vergeblich. An das Bessere in der menschlichen Natur wendeten sie sich, und das Wort, das sie aussprachen, fand Anklang in den Herzen der Zuhörer, und durch ihr freies, offenes Bekenntniß wurden viele Tausende aller Orten gewonnen für die Wahrheit. Ihrem Beispiele folgten der Glaubenshelden viele, welche, sobald die bessere Ueberzeugung in ihnen aufgegangen war, nicht mit Fleisch und Blut sich besprachen, was sie thun sollten, sondern, getrieben von dem göttlichen Geiste, als Apostel und Evangelisten wirkten. Hätten sie sich begnügt, daß sie die bessere Ueberzeugung für sich gewonnen hatten, wären die wahrhaft erleuchteten Geister engherzig und selbstsüchtig genug gewesen, nur an sich zu denken: so würden die hohen Wahrheiten, welche sie gefunden hatten, auch immer wieder mit ihrem Tode untergegangen sein. Was aber in ihnen lebte, das sprachen sie auch frei aus im gläubigen Bekenntnisse, und sicherten damit ihren Nachkommen die edelsten Güter des Geistes. So ernten wir den Segen ihres Freimuthes, und wollten Bedenken tragen, ein Gleiches zu thun?

Aber, heißt es, was Jenen gelungen, das wird uns nicht gelingen. Die Welt ist viel zu gleichgültig geworden gegen das Heilige, als daß sie auf das achten sollte, was wir bekennen. Nun wohl! Die große Menge wird es vielleicht gar nicht bemerken, daß wir eines andern Glaubens leben, denn das liegt allerdings im Wesen des Indifferentismus, daß er nach dem nicht fragt, was neben ihm vorgeht. Aber in unserer nächsten Nähe werden gewiß Einzelne aufmerksam auf das, was sie immer wieder hören. Wir dürfen allerdings nicht erwarten, daß wir mit einem Male, oder in ganz kurzer Zeit, oder bei der Gesammtmasse, oder auch nur bei der Mehrzahl unsern Zweck erreichen werden. Wir klagen gar oft, daß unsere Arbeit vergeblich sei. Aber verlangen wir nicht am Ende zu viel? Wenn ein Lehrer in eine ganz verwilderte Schule eintritt, so hieße es etwas Unmögliches verlangen, wenn er schon nach einem Monate oder nach einem Jahre einen andern, bessern Geist bei der Gesammtmasse hervorgerufen haben sollte. Wunder können wir ja nicht thun, und auch Christus, der Herr, fand anfänglich nur in einem ganz kleinen Kreise Glauben. Und wenn ein Prediger sein Amt bei einer unkirchlichen, dem Heiligen ziemlich entfremdeten, bei einer dem religiösen Indifferentismus verfallenen Gemeinde sein Amt beginnt, kann man ihm wohl daraus, daß selbst nach längern Jahren das kirchliche Leben noch nicht recht rege sich zeigt, und noch immer der unkirchlichen Gemeindeglieder viele sich finden, einen Vorwurf machen, und etwa allen Ernstes behaupten, die Schuld liege an ihm? Wie unbillig wäre die Forderung, daß er in ganz kurzer Zeit Alles umgestaltet haben solle! wie ungerecht wäre der Vorwurf, daß es ihm entweder an dem rechten Eifer oder an dem eignen Glauben fehle! Den Maaßstab aber, den wir von Andern durchaus nicht an unsere Thätigkeit angelegt sehen wollen, den Maaßstab gebrauchen wir gleichwohl nicht selten selbst, wenn wir über die Erfolglosigkeit unsrer Arbeit klagen. Wir wundern uns, daß wir nun schon so lange Jahre gewiß mit rechtem Eifer daran arbeiten, unsere Gemeinden zu einem frömmern, gläubigern Sinne anzuleiten, und daß dennoch der religiöse Indifferentismus nicht ausgestorben sei. Wie dankbar gegen den, von welchem Alles Gute herabkommt, sollten wir dagegen es anerkennen, wenn wir auch nur Einzelne gewannen, in Einzelnen die im Verlöschen begriffene Glaubensleuchte wieder anfachen, in Einzelnen die

Ahnung einer höhern Welt wecken, oder die Ahnung zum klaren, entwickelten Glauben fördern konnten. Mit einzelnen erfreulichen Erscheinungen aber wollen wir uns nicht begnügen, mit Hunderten wollen wir nicht zufrieden sein. Nein, gleich bei Tausenden, bei der Masse unsrer Umgebungen soll es anders werden. Ist's doch aber auch nicht auf einmal schlecht geworden, sondern nach und nach hat der religiöse Indifferentismus sich ausgebildet und ausgebreitet. Gilt nun das Sprüchwort auch hier: Krankheiten kommen zu Roß und gehen zu Fuße wieder fort, wie sollten wir denn nicht geduldig des Bessern harren, das sich unter Gottes Beistande vorzubereiten scheint, und geduldig unser Scherflein dazu beitragen, daß die Welt wieder gläubiger werde! Sollte denn der Fall wirklich schon einmal dagewesen sein, daß ein recht gläubiger, ein recht frommer Lehrer nach einem oder nach mehren Jahren noch ganz allein mit seiner religiösen Ueberzeugung dagestanden hätte, daß nicht wenigstens Einzelne durch ihn gewonnen worden wären? Wenn ich immer meine Zufriedenheit mit Gottes Führungen, auch da, wo mein Leben einen Gang nimmt, der mir nicht gefällt, auch dann wenn ein schwerer Verlust mich niederbeugt, auch dann, wenn mir der sehnlichste Wunsch meines Herzens fehlschlägt; wenn ich immer meine Hoffnung auf Gott bei allen meinen Unternehmungen, wenn ich meinen Glauben an eine andere, seligere Welt auch unter den Mühen dieses Lebens offen ausspreche, und zwar in einer Weise, daß niemand auch nur argwöhnen kann, es seien dieß blos Worte ohne innere Wahrheit; wenn ich unter allen Verhältnissen des Lebens meinen religiösen Glauben frei und entschieden bekenne: o sagen Sie, sollte dieß nicht auch bei Andern eine wohlthätige Folge haben? Sollten sie nicht allmälig, und später auch in größerer Anzahl, zu der Ueberzeugung kommen, ein Glaube, der solchen Frieden bringt, ein solcher Glaube könne kein falscher, er könne kein hohler sein?

So wird wohl Mancher noch gewonnen, der schon längere Zeit des religiösen Glaubens sich fast ganz entwöhnt hatte. Und wie sollte dieß nicht vorzugsweise wohlthätig bei denen wirken, welche noch nicht von Vorurtheilen erfüllt sind! Wie könnte die Arbeit der Jugendlehrer vergeblich sein! Die Erwachsenen, die im religiösen Indifferentismus Ergrauten, sind schwer nur zu gewinnen. Schwer schon sind sie nur zu erreichen. Und wenn wir mit Engelzungen

reden könnten, immer müssen wir es abwarten, ob uns jemand hören will, ob man es nicht vorzieht, des Sonntags, statt das Gotteshaus zu besuchen, den Geschäften nachzugehen, oder sich in leichtfertigen Gesellschaften zu vergnügen. Immer müssen wir es abwarten, ob man nicht auch im geselligen Leben sich entweder von uns zurückzieht, oder unsere Worte durch das beharrlich festgehaltene Vorurtheil entkräftet, daß wir nur darum eine frömmere Lebensansicht aussprechen, weil wir mit dem, was wir unsers Amtes wegen vortragen müssen, nicht in gar zu offnen Widerspruch kommen mögen. Wie oft habe ich deßhalb schon die Jugendlehrer beneidet, zu denen die Kleinen kommen mit offnem, empfänglichem, unverderbtem Herzen, von deren Lippen die Kleinen das Wort der Wahrheit, das fromme, gläubige Wort hinwegnehmen und unmittelbar in ihr Herz niederlegen. Ich weiß es wohl, was der Lehrer in der Schule aufbaut, reißt oft das häusliche Leben der Kinder wieder nieder; ich weiß es wohl, nicht alle Kinder kommen willig und leitsam zur Schule. Aber — Gott lasse mir den Glauben! — immer sind dieß doch wohl nur Ausnahmen, und dem gläubigen Lehrer, in dessen warmen Herzen die unbedingte Scheu vor dem Heiligen wohnt, dem frommen Lehrer gelingt es doch wohl, seinen Glauben auch den Kinderherzen einzuhauchen. Jeder Lehrer — ich wills in wenig Worte zusammenfassen — jeder Lehrer, wenn er selbst voll Glaubens ist, kann sich ein gläubigeres Geschlecht erziehen. Fallen doch in der Schule alle die Bedenklichkeiten weg, welche ein freies, offnes Bekenntniß des religiösen Glaubens im öffentlichen Leben manchmal erschweren; wird es doch wohl dem Jugendlehrer nicht schwer werden, in warmer, gemüthlicher Rede das, was sein eignes Lebenselement ist, seinen Kindern vorzulegen. O gewiß, wir sind darüber einig, der Jugendlehrer hat hierin weit leichtere Arbeit, als der Kirchenlehrer. Darum wende ich mich zuvörderst an Sie, die Lehrer unserer Jugend, die Führer des heranwachsenden Geschlechts, ich wende mich an Sie mit der Bitte und mit der Ermahnung: bekennen Sie Ihren religiösen Glauben überall, namentlich im Jugendunterrichte, recht entschieden, und die Gleichgültigen unserer Tage werden durch ihre eigenen Kinder beschämt, vielleicht gewonnen, oder wenn auch das nicht, so müssen sie wenigstens durch der Kinder frommen Sinn aufmerksam werden, daß der religiöse Glaube dem unverderbten Sinne des Menschen nicht fern liege

So viel haben wir in unsrer Gewalt, so ist's in unsere Hand zum großen Theil gegeben, ob der fromme Glaube der Christen wiederkehren oder ob er immer mehr verschwinden soll. Wie könnten wir schwanken, was wir wählen sollen! Nein! Nein! Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben. Ich aber glaube, darum rede ich. Amen.

Siebente Rede.

Höre, mein Volk, mein Gesetz, neiget eure Ohren zu der Rede meines Mundes. Ich will meinen Mund aufthun zu Sprüchen, und alte Geschichte aussprechen, die wir gehöret haben und wissen, und unsere Väter uns erzählet haben, daß wir es nicht verhalten sollen ihren Kindern, die hernach kommen, und verkündigen den Ruhm des Herrn, und seine Macht und Wunder, die er gethan hat; — auf daß die Nachkommen lernten, und die Kinder, die noch sollten geboren werden; wenn sie aufkämen, daß sie es auch ihren Kindern verkündigten; daß sie setzten auf Gott ihre Hoffnung, und nicht vergäßen der Thaten Gottes, seine Gebote hielten, und nicht würden, wie ihre Väter, eine abtrünnige und ungehorsame Art; welchen ihr Herz nicht feste war, und ihr Geist nicht treulich hielt an Gott.

Ehemals — und dieses Ehemals ist an den meisten Orten noch nicht lange vorüber, ja die meisten von Ihnen, geehrte Freunde, haben es theilweise selbst noch erlebt — ehemals war in den allermeisten Volksschulen die Bibel das einzige Lesebuch. Sobald das Kind die

ersten Schwierigkeiten des Lesenlernens überwunden hatte, und in eine höhere Classe eintrat, ward ihm die Bibel übergeben, aus welcher es all sein Wissen schöpfen sollte. Jedenfalls war dieß ein Mißgriff, da der Christ als Mensch und Bürger gar Manches lernen soll, worüber die heilige Schrift keinen Aufschluß geben kann und geben will. Auch verträgt es sich mit der hohen Achtung, mit welcher das heilige Buch von jedem Christen angesehen werden soll, durchaus nicht, wenn es als bloßes Hülfsmittel zur Erlernung der ersten Anfangsgründe alles menschlichen Wissens, wenn es als bloßer Leitfaden beim Unterrichte über gemeinnützige Kenntnisse gebraucht, oder wenn es zum bloßen Lesebuche herabgewürdigt wird. Die neuere Zeit hat ein sehr richtiges Gefühl gezeigt, wenn sie es für unpassend und für unschicklich erklärte, die Bibel zu all diesen Zwecken zu gebrauchen; man wollte der heiligen Schrift den ihr gebührenden höchsten Rang anweisen, und setzte an ihre Stelle theilweise andere Hülfsmittel für den Jugendunterricht. Die heilige Schrift selbst dagegen empfahl man zur treuen, fleißigen Benutzung beim eigentlichen Religionsunterrichte. Wir wollen in dieser Bestimmung recht freudig einen Fortschritt der neuern Zeit anerkennen, denn die Bibel kann ein eigentliches Lesebuch für Kinder nicht sein, und will es nicht, zumal nicht das alleinige. Denn sie enthält, namentlich in ihrem ersten Theile, gar Manches, was für den Gesichtskreis der Kinder nicht paßt, und was, wenn die einzelnen Bücher ohne alle Auswahl der Reihe nach vom Anfange bis zum Schlusse gelesen wurden, gewiß keine Belehrung, geschweige denn Erbauung schaffte. Für den Geschichtsforscher und den Gelehrten überhaupt sind alle einzelnen Theile der heiligen Schrift von großem Werthe; Einzelnes dagegen eignet sich weniger für die Menge, gar Manches durchaus nicht für die Jugend. Auch ich stimme daher sehr gern den Fortschritten der neuern Zeit bei, welche wünscht, daß die heilige Schrift nicht das einzige, das ausschließliche Lehrbuch, Handbuch, Lesebuch in unsern Schulen sein soll.

Aber etwas Gutes hatte der Umstand gewiß, daß die Bibel so überaus fleißig in den Schulen benutzt wurde. Die ganze Weltanschauung der damaligen Zeit war eine fromme, ich möchte sagen eine biblische. Das Kind schon gewöhnte sich, in der Bibel zu denken, zu leben, zu handeln; bei jeder neuen Erscheinung, in jeder Lage des

Lebens, bei jeder Ueberlegung fielen ihm die biblischen Worte, die biblischen Bilder, die biblischen Charaktere ein. Es kannte die Welt fast nur durch die Bibel, und schaute das Leben nur durch die Bibel an. Bei dem reichen, wahrhaft unendlich reichen Inhalte der heiligen Schrift giebt es kaum irgend ein Verhältniß des Lebens, für welches sich nicht „durch biblische Beziehungen ein sicheres Verständniß finden ließe" (Haase). Ich müßte, wenn Sie den Beweis für diese Behauptung verlangten, alle Verhältnisse des Lebens einzeln durchgehen. Aber ich kann mich auf die Lehrbücher der christlichen Sittenlehre beziehen, welche für jede Pflicht und für jedes Lebensverhältniß den sichern, leitenden Grund aus der heiligen Schrift entweder unmittelbar oder doch wenigstens mittelbar entlehnen. Wer mit seiner Bibel recht genau bekannt ist, und nicht blos an den einzelnen Worten hangt, sondern sich auf die Höhen einer freiern Umsicht, auf den Standpunkt allgemeiner, aus den einzelnen Erscheinungen und Erzählungen abgeleiteter Grundsätze erhoben hat, der hat einen großen Schatz von Lebensweisheit. So ist für Unzählige die genaue Bekanntschaft mit der heiligen Schrift der eigentliche Mittelpunkt alles ihres weitern Wissens geworden, und weil sie vom Heiligen ausgingen, blieb ihre ganze Lebensansicht eine ernstere, eine frömmere. Mag es sein, daß sie in ihrem Jugendunterrichte von hundert Dingen nichts erfuhren, womit unsere Schulen jetzt bei den öffentlichen Prüfungen glänzen: es ward dadurch, daß ihr ganzes Denken einen religiösen Grund und Boden hatte, auch für ihr ganzes späteres Leben vielfachen Verirrungen vorgebeugt.

Jetzt ist das anders. Man findet die Bibel wohl noch in der Schule, aber kaum mehr in den Kindern; man muß sich über die Kinder freuen, wenn man sie von dem Rechenschaft geben hört, was sie in der letzten Zeit gelesen, gelernt haben, aber sie verstummen gar oft, wenn man auf ihre Bibelkenntniß nur etwas tiefer eingeht. Sie wissen vielleicht die Namen der einzelnen biblischen Bücher, aber kaum ihren Inhalt, oder sie haben den Inhalt mit dem Gedächtniß aufgefaßt, aber als etwas Fremdes, Angelerntes — sie denken, sie leben nicht mehr in der heiligen Schrift. Die Begründung einer Wahrheit durch ein biblisches Wort ist nicht mehr so leicht als sonst, die Beziehungen auf Vorfälle, welche wir aus der heiligen Geschichte so gern als bekannt voraussetzen möchten, werden nicht mehr verstan-

den, und wenn wir für allgemeine Behauptungen Belege verlangen, so sucht man sie fast überall, in allen Theilen der Weltgeschichte, nur gerade da nicht, wo sie am ersten gesucht werden sollten, nicht in der biblischen Geschichte.

O gewiß, ich bin nicht blind gegen die Fortschritte der neuern Zeit, ich sehe es außerordentlich gern, wenn in den Schulen schon ein guter Grund gelegt wird für die Verhältnisse, in welche die Kinder später eintreten werden. Aber man sollte das Eine thun, und das Andere nicht lassen. Wer die menschliche Natur kennt, der weiß es, nicht die allgemeine, wenn auch mit dem Verstande noch so richtig aufgefaßte Lehre ergreift den Menschen im Augenblicke der Entscheidung, sondern vorzugsweise das lebendige Beispiel. Es ist wohl möglich, daß der Knabe, wenn er aufmerksam war, in der Schule gewandt und richtig über die Pflicht der Bruderliebe zu sprechen verstand, und dennoch, wenn er bei dem Austritte aus der Schule einen Unglücklichen sieht, dem er helfen könnte, helfen sollte, kalt und ungerührt vorübergeht. Mächtiger ergreift ihn, unmittelbarer zum Leben, zum Handeln leitet ihn an das Beispiel edler Menschen, welche als Muster einzelner Tugenden der Bruderliebe, der Barmherzigkeit aufgestellt werden. „Wie viele Jünglinge hat nicht Joseph bewahrt, wie viele Dulder Hiob gestärkt, und der barmherzige Samariter hat eine Nachkommenschaft, so groß als sie Abraham verheißen war" (Haase). Bei vielen, vielleicht sogar bei den meisten Menschen wirken daher die gründlichsten Beweisführungen wenig oder nichts; sie vermögen es nicht, auf eine Würdigung derselben einzugehen. Nun da können wir die Ahnung des höhern Lebens, den Glauben vielleicht auf geschichtlichem Wege wecken. Darum scheint es durchaus nothwendig, das Positive der christlichen Religionslehre zur Kenntniß des Volkes zu bringen. Ich weiß dazu keinen bessern Weg, als d i e f l e i ß i g e B e n u t z u n g d e r b i b l i s c h e n G e s c h i c h t e. Was hilft es, wenn ich dem Menschen noch so oft auseinander setze, Gott sei niemals von seiner Welt geschieden gewesen, er habe immer an der Bildung seiner Menschen gearbeitet! Was hilft es, wenn ich nicht einen Beleg dafür, einen recht schlagenden Beweis zu bringen vermag! Doch wir brauchen nur das Buch der heiligen Geschichte aufzuschlagen, und wir können nicht länger darüber in Zweifel sein. So lange die Menschen bei Gott blieben, so lesen wir hier, so lange die

Menschen in kindlicher Liebe ihm ergeben waren, so lange befanden sie sich wohl; in eben dem Maaße aber, wie sie von Gott sich entfernten, in eben dem Maaße entfernten sie sich auch von ihrem wahren Glücke, und gingen ihrem eignen Verderben entgegen. Was lange, was noch so gründliche Auseinandersetzungen nicht vermögen, das bewirkt ein schlagendes Beispiel, das bewirkt das Leben selbst, welches uns in der biblischen Geschichte, für jede Verstandesstufe faßlich, vorgeführt wird. Und wollen wir es den Kindern begreiflich machen, durch Eitelkeit und Selbstgefälligkeit mache der Mensch sich viel Feinde, dadurch entfremde er sich die Herzen derer, welche der Natur nach ihm am nächsten stehen; wollen wir es ihnen recht fühlbar machen, der beste Schutzgeist in der Stunde der Gefahr sei das fromme Bewußtsein von Gottes unmittelbarer Nähe, mit dem Glauben an Gottes Hülfe könne der Mensch in jeder Lage des Lebens, selbst noch im Kerker froh und glücklich sein; sollen sie es fühlen, der sei nicht verlassen, welcher auf Gott trauet von ganzem Herzen, und Gott wisse seine Heiligen wunderbar zu führen, durch Freude und Leid; sollen sie sich selbst es sagen, es bleibe keine Sünde unentdenkt und ungeahndet, und das Gewissen bestrafe den Sünder auf das Allerempfindlichste nach langen Jahren noch; sollen sie den Entschluß fassen, auch gegen ihre Feinde freundlich und versöhnlich zu sein, und sich aller Rache zu enthalten; sollen sie einen ununterbrochenen Beleg für das herrliche Wort des Herrn haben: fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott; ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit: sagen Sie, meine Geliebten, worauf können Sie zweckmäßiger verweisen, als auf Josephs Geschichte, welche das Kind und der Jüngling und der Greis mit gleicher Freude immer wieder mit anhört?

Als noch die genaue Bekanntschaft mit den Einzelnheiten der biblischen Geschichte bei der Gesammtmasse sich vorfand, da konnte man leicht, um irgend eine Behauptung zu stützen, auf ein allen bekanntes Beispiel hinweisen. Jetzt versteht die Mehrzahl dergleichen Beziehungen nicht mehr, oder doch nicht mehr in dem Umfange, wie wir es wünschen, es fehlt die Allen bekannte Beispielsammlung, es fehlt, möchte ich sagen, die gemeinsame Erfahrung, auf welche wir uns berufen könnten. Man klagt so oft darüber, daß die

Erfahrungen der Väter für die Kinder verloren sind, daß jedes Geschlecht immer wieder von vorn beginnen müsse. Ei, denken wir manchmal, wenn die Enkel da fortfahren könnten, wo die Väter geendet haben, wenn sie nicht auch erst alle die Umwege machen müßten, um nach langem Irrthume endlich auf der Stelle anzukommen, wo die Voraltern am Schlusse ihres Lebens auch standen: wie glücklich würde die Welt sein! Aber es liegt etwas Niederschlagendes, ja etwas Trostloses darin, daß die spätern Geschlechter aus dem sittlichen Leben der Vorzeit keinen Nutzen zu ziehen verstehen. Sollte es möglich sein, daß wir einem Menschen — erlauben Sie mir den etwas ungewohnten Ausdruck — in seiner frühesten Kindheit schon eine reiche Erfahrung mitgeben könnten, wie viel wäre dadurch gewonnen! Eben dieß aber erreichen wir, wenn unsere Schüler recht zeitig mit der biblischen Geschichte bekannt werden, und hier die großen Thaten Gottes, sein unumschränktes, weises, heiliges Walten in den Schicksalen der Menschen ahnen und allmälig begreifen lernen; wenn — ich kann auch hier nur bildlich sprechen — wenn es ihnen ist, als hätten sie dieß Alles selbst erfahren, wovon sie so zeitig und in einer Weise Kunde erhielten, daß ihr ganzes inneres Wesen davon ergriffen war.

Darum können wir den Werth der biblischen Geschichte gar nicht hoch genug anschlagen, und darum sehe ich in der fleißigen, umsichtigen Benutzung der heiligen Geschichte ein sehr wirksames Mittel, um dem religiösen Indifferentismus unserer Tage entgegen zu arbeiten. Deßhalb freue ich mich, so oft ich in einer Schule bemerke, daß dieser Unterrichtszweig mit Geist und Leben behandelt wird, daß die Jugend mit den großen Thaten Gottes in diesem Theile der Weltgeschichte recht vertraut geworden ist. Ich lebe der Ueberzeugung, ein Kind, welches durch seinen Lehrer mit dem Geiste der biblischen Geschichte recht bekannt ist, welches das Walten Gottes so recht klar beobachten gelernt hat, sei für sein ganzes Leben weniger in Gefahr, dem Indifferentismus zu verfallen, als ein anderes, wo dieß unterlassen worden ist. Verwenden Sie denn, meine Freunde, verwenden Sie rechte Sorgfalt auf die Behandlung der biblischen Geschichte, welche nicht nur Gedächtnißsache sein, an welche sich, als um den gemeinsamen Mittelpunkt der Weltanschauung, die ganze Lebensphilosophie des Kindes anschließen soll.

Fragen Sie mich, für welche Kinder ich die biblische Geschichte bestimmt wissen wolle, so haben Sie in dem Bisherigen schon eine klare Antwort darauf. Ich möchte die Mittheilung der biblischen Geschichte, natürlich nur in ihren allgemeinen Umrissen, nicht nach allen Einzelnheiten, in eine möglichst frühe Zeit fallen sehen, damit es eben dem Kinde späterhin ist, als ob es Alles selbst schon erfahren habe, als habe es zu einer Zeit schon, wo es noch nicht klar denken konnte, Gott handeln sehen, als sei es damals schon Zeuge seines Waltens gewesen. Damit will ich aber keinesweges angedeutet haben, daß der Vortrag der biblischen Geschichte nur in die untern Classen unserer Volksschulen gehöre. Ich habe dergleichen Aeußerungen manchmal vernommen, und zwar aus dem Munde höchst achtbarer Menschen, Aeußerungen, als ob es fast Zeitverschwendung wäre, auch für die erwachsenen Kinder besondere Stunden für die biblische Geschichte anzusetzen. Sie sind schon bekannt mit den Geschichten hieß es, sie haben die biblische Geschichte mehr als einmal schon gelesen. Ich aber glaube, die biblische Geschichte gehört für alle Classen unsrer Volksschulen, ja sie gehört für alle Menschenclassen. Tragen wir denn etwa Bedenken, einzelne Abschnitte aus der heiligen Geschichte bei den gottesdienstlichen Vorträgen zum Grunde zu legen, weil sie „gar zu bekannt" sind? Lehrt nicht eine immer wiederkehrende Erfahrung, daß dem Redner niemals das Arbeiten leichter wird, als wenn er einen geschichtlichen Abschnitt der heiligen Schrift zu behandeln hat; daß die Zuhörer nichts lieber hören, als Predigten über die ihnen längst bekannten Evangelien? Das ist die alte einfache, aber in ihrer Einfachheit unendlich ansprechende Melodie, welche wir aus den Kinderjahren her kennen, und die wir gar gern wieder einmal vernehmen. Das ist das Thema, worüber jeder sich seine Variationen macht, der eine leichter, der andere schwerer. Aber sonderbar! dem ungeübten Spieler ist das Thema nicht zu schwer, und dem geübten nicht zu leicht. Jeder knüpft an die gemeinsamen Grundlaute seine Gefühle an, der Eine im einfachen, kunstlosen Gange, der Andere mit immer steigender Meisterschaft. Der einfache Verstand des schlichten Landmanns erbaut sich an der einfachen Erzählung, und der denkendste Geist erfaßt doch ihre ganze Tiefe nicht. „Man könnte dieß als eine fast wunderbare Art der Deutlichkeit beschreiben, daß jeder Grad eines nur irgend gesunden Menschen-

verstandes und Herzens sein höchstes Maaß von Verständniß und Erbauung in der heiligen Schrift findet, wenn nicht Aehnliches auch bei andern guten Büchern vorkäme, daß in den Tagen unsrer ersten Jugend sie unser ganzes Herz erfüllten, wir meinten genug zu thun, weil sie uns genug thaten: als wir aber nach Jahren sie wieder lasen, da waren sie groß gewachsen mit uns, ihr Gesichtskreis hatte sich erweitert, wie der unsere; und das sind wohl eigentlich die rechten Bücher. Es ist mit der Bibel vielleicht jedem, der eine Weile mit ihr gelebt hat, geschehen, daß er mit irgend einem Spruche recht eigentlich vertraut war, und dennoch als ihm selbst ein neues Gefühl und eine neue Beziehung des Lebens aufging, offenbarte auch der Spruch eine ungekannte Tiefe, dadurch das erste Verständniß nicht falsch, aber doch nicht allseitig erschien, und dahinter liegt's noch ahnungsreich. Die heilige Schrift ist wie der Himmel, von dem sie stammt, oder doch zeugt: das blindeste Auge sieht hinauf, sieht Sterne; sie leuchten auch durch das Auge in's Herz und reden von der Unendlichkeit; der Adlerblick sieht dieselben Sterne, nur mehr, nur klarer; und das mit aller Kunst der Wissenschaft geschärfte Auge sieht wiederum Sterne, erkennt ihre Gesetze, mißt ihre Bahnen, trägt neue Gestirne ein in unsre Himmelskarte, steigt höher und höher, aber darüber liegt immer noch das Unendliche" (Haase).

Es leuchtet auf den ersten Blick ein, daß die fromme Anschauungsweise sich nicht blos auf den Vortrag der biblischen Geschichte beschränken, sondern auf alle Unterrichtszweige gleichmäßig erstrecken muß. Welch ein offener Widerspruch würde es sein, wenn wir uns alle erdenkliche Mühe gäben, unsern Schülern zu zeigen, wie Gott sich an dem jüdischen Volke nicht unbezeugt gelassen, wie er der Leitung dieses Volkes sich mit wahrhaft väterlicher Liebe angenommen habe; wir versuchten es aber gar nicht, die übrigen Theile der Weltgeschichte unter denselben Gesichtspunkt zu bringen, wir begnügten uns, hier nur den Verstand der Kinder zu beschäftigen. Ich fürchte, hierin wird gar sehr gefehlt, gefehlt nicht nur von Lehrern, welche die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte ihren Kindern vortragen, sondern auch von denen, welche sich der Geschichtschreibung als Schriftsteller widmen. Wie außerordentlich ansprechend ist es, den Faden der göttlichen Weltregierung in dem Leben eines ausgezeichneten Mannes, oder ganzer Völker verfolgen zu können; wie leicht ist dieß

für den, bei welchem der Glaube die Grundstimmung seines ganzen Wesens ausmacht! Aber wir erfahren gewöhnlich nur in einfacher Erzählung, was geschehen ist, und wenn die Schriftsteller eine pragmatische Geschichte liefern wollen, so weisen sie den Zusammenhang der einzelnen, oft dem Raume und der Zeit nach ziemlich weit entfernten Begebenheiten nach, und offenbaren nicht selten einen tiefen, anerkennenswerthen Scharfblick in das innere Wesen des menschlichen Geistes, einen richtigen psychologischen Tact. Seltner aber kommt es vor, daß sie noch einen Schritt weiter gehen, und auf das wunderbar freundliche Walten Gottes in der Weltgeschichte hinverweisen, und zwar nicht blos einfach mit kurzen, sich fast gleichbleibenden Worten, sondern so, daß der aufmerksame Leser sich davon wahrhaft ergriffen und wahrhaft erbaut fühlen mußte, daß dieser Geist die ganze Darstellungsweise gleichmäßig durchdränge und weihete. Unsere Kinder sehen es, wie das Volk Israel, weil es nicht in Gottes Geboten wandeln wollte, nicht mehr auf Gottes Schutz rechnen durfte, und sie überzeugen sich selbst, daß es so kommen, daß das Volk unglücklich werden mußte. Warum wollen wir doch nicht, wenn es möglich ist, dem Kinde recht anschaulich machen, daß unter denselben Bedingungen immer wieder dieselben Erscheinungen und Erfolge sich zeigen, daß wir ganz dasselbe in den Schicksalen anderer Völker wahrnehmen? Es ist ja in vielen Schulen die allgemeine Weltgeschichte in den Kreis der besonders zubehandelnden Unterrichtsgegenstände aufgenommen worden, und wir wissen ja Alle, daß Kinder nicht leicht etwas lieber hören, als Geschichte. Warum wollen wir nun, um doch einige Beispiele anzuführen, nicht wenigstens den Versuch machen, unsern Schülern nachzuweisen, daß das große römische Reich, obschon es zur Zeit Christi fast die ganze bekannte Welt umfaßte, dennoch in sich außerordentlich schwach war, den Angriffen der rohen Nachbarvölker kaum widerstehen konnte, und endlich in sich selbst zusammensinken mußte? Die Regenten überboten einander an Schlechtigkeit; allein das Volk in Masse verdiente kaum bessre Regenten, denn „wie der Fürst, so das Volk"; eben so gewiß aber auch: wie das Volk, so der Fürst. Beiden Theilen, den Fürsten ebenso gut als dem Volke, fehlte der religiöse Ernst, welcher nicht blos streng ist gegen Andere, sondern zuerst streng gegen sich selbst, welcher den Eigennutz vertreibt und das Herz für die Freude am fremden Glücke em-

pfänglich macht. Ein Volk aber, wo jeder einzelne Bürger nur auf seinen Vortheil bedacht ist, ein Volk, dessen beste Kraft in Schwelgerei und Ueppigkeit verzehrt wird, kann auf die Dauer sich unmöglich halten. — Weisen Sie es nach, meine Lieben, wie das Unglück, welches in dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts so furchtbar über Frankreich hereinbrach, sich leicht nach dem Worte der heiligen Schrift erklären läßt: die Sünde ist der Leute Verderben. Freilich werden Sie dieß nicht durch eine kurze, gelegentliche Bemerkung thun können. Sie müßten es zeigen, wie im Reformationszeitalter das Licht der Wahrheit auch in Frankreich zu leuchten begann; wie aber die Fürsten, gegen das wahre Bedürfniß ihrer Unterthanen taub und blind, der Wahrheit schroff entgegentraten, und die evangelische Kirche mit Gewalt zu vernichten strebten; weisen Sie es nach, welche Sünden man ungescheut beging, um nur hier zum Ziele zu kommen; wie die bessern Bürger theilweise zum Auswandern gezwungen, die Heuchelei aber und die Verstellung fast gleichmäßig begünstigt wurden. Es war eine Sünde wider den heiligen Geist, welche man damals in Frankreich beging, indem man so ungerecht, so verrätherisch gegen die evangelische Kirche verfuhr, indem man gewaltsam die bessere Stimme übertäubte. Und eine solche Sünde gegen den heiligen Geist kann nicht ungestraft bleiben. Hier hat es sich auf eine wahrhaft furchtbare Weise gezeigt, daß die Sünde der Väter forterbt auf Kinder und Kindeskinder, daß die Sünde der Väter gestraft wird bis in das dritte und vierte Glied. Denn kaum thun wir dem unglücklichen Volke, das jetzt fortwährend an innern Kämpfen leidet, durch die Annahme Unrecht, es sei dieß Alles nur eine natürliche Folge davon, daß das Volk im Ganzen keinen Glauben hat, sondern dem religiösen Indifferentismus verfallen ist. Es wird auch keine Ruhe in dem unglücklichen Lande einkehren, das Volk mag von seiner Hauptstadt aus in Zügel gehalten, oder durch die kampfgerüsteten Nachbarn in die ihm gebührenden Schranken zurückgewiesen werden; es wird das unglückliche Volk keinen Frieden finden, es wäre denn, daß es gelänge, ihm religiösen Sinn und Glauben wieder einzuflößen. Dieß aber wird weder durch die Glieder der Gesellschaft Jesu, noch dadurch geschehen, daß man den katholischen Gottesdienst mit einem äußern Gepränge überladet. Die Herzen müssen gläubig werden; eher ist kein Heil und kein innerer Friede zu erwarten.

Weisen Sie ferner auf die Erscheinung hin, und suchen Sie den natürlichen Zusammenhang davon nachzuweisen, daß fast alle evangelischen Länder fest und sicher zu immer größeren geistigen und äußern Wohlstande fortschreiten, während die südlichen Länder Europas ein wahrhaft abschreckendes Bild gewähren. Sie selbst wissen, dieß ist nicht blos Zufall; dieß rührt auch nicht etwa von der Eigenthümlichkeit des Bodens und von der dort wehenden Luft her. Das hängt mit dem ganzen religiösen Glauben des Volkes auf das Innigste zusammen. Haben Sie nun eine solche Anschauung von dem mächtigen Einflusse des religiösen und irreligiösen Sinnes gewonnen, warum wollten Sie nicht den gläubigen Sinn, welcher das Walten Gottes in allen einzelnen Erscheinungen verfolgt, auch auf Ihre Schüler überzutragen bemüht sein! Darum hat die Geschichte im Allgemeinen einen so hohen Werth, darum ruft der heilige Sänger mit Recht: höre mein Volk, mein Gesetz, neiget eure Ohren zu der Rede meines Mundes. Ich will meinen Mund aufthun zu Sprüchen, und alte Geschichte aussprechen, die wir gehört haben und wissen, und unsere Väter uns erzählet haben: daß wir es nicht verhalten sollen ihren Kindern, die hernach kommen, und verkündigen den Ruhm des Herrn, und seine Macht und Wunder, die er gethan hat; auf daß die Nachkommen lernten, und die Kinder, die noch sollten geboren werden; wenn sie aufkommen, daß sie es auch ihren Kindern verkündigten; daß sie setzten auf Gott ihre Hoffnung, und nicht vergäßen die Thaten Gottes, und seine Gebote hielten, und nicht würden, wie ihre Väter, eine abtrünnige und ungehorsame Art; welchen ihr Herz nicht fest war, und ihr Geist nicht treulich hielt an Gott. —

Es bedarf vor Ihnen, meine Herren und Freunde, der weitern Ausführung nicht, daß auch andere Unterrichtszweige aus einem gleichen frommen Gesichtspunkte aufgefaßt werden können und müssen, und ich weiß ja, daß ich damit in keiner Weise etwas Ihnen Unbekanntes zur Sprache gebracht habe.

Weisen Sie, das ist's, was ich zur Bekämpfung des religiösen Indifferentismus recht dringend empfehle, weisen Sie überall das Unhaltbare, das Trostlose des Indifferentismus nach; wie verkehrt es ist, das weniger Wichtige mit großer Sorgfalt zu pflegen, das Wichtigste aber außer Acht zu lassen; wie das, was lange Zeit ver-

säumt worden ist, unmöglich später auf einmal nachgeholt werden kann; wie der, welcher für das Höhere kein Auge und kein Herz hat, in den wichtigsten Augenblicken des Lebens entweder die rechte Freudigkeit, oder in den trüben Stunden den rechten Trost entbehrt; wie trostlos er bei dem Verluste seiner Habe, oder am Grabe der Seinen, oder an der Grenze seines eignen Lebens stehen müsse, wenn er nichts Höheres kennt, als Essen und Trinken, als Geld und Sinnenlust. An Belegen dafür wird es ja in dem nächsten Kreise Ihrer Erfahrung nicht fehlen, und bei wirklich frommen Sinne werden Sie den rechten Tact nicht verfehlen, mit welchem dergleichen Ereignisse in dem Erfahrungskreise der Kinder behandelt werden müssen, denn es versteht sich von selbst, daß wir nicht jenem Pharisäer gleich sprechen: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andere Menschen; es versteht sich, daß, wenn wir die traurige Glaubenslosigkeit an einzelnen Beispielen nachweisen, überall die rechte Zartheit, die rechte Liebe nicht vermißt werden dürfe.

Achte Rede.

Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich. So sei nun fleißig und thue Buße. Siehe, ich stehe vor der Thür, und klopfe an. So jemand meine Stimme hören wird, und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehen, und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir. Wer überwindet, dem will ich geben, mit mir auf meinem Stuhle zu sitzen; wie ich überwunden habe, und bin gesessen mit meinem Vater auf seinem Stuhle. Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt.

Wir haben die Mittel namhaft gemacht, welche uns, den Gliedern des christlichen Lehrstandes, durch unser Amt und unsere ganzen Ver-

hältnisse geboten sind, um dem traurigen Indifferentismus, dieser Krankheit unserer Zeit, entgegenzuarbeiten. Es wäre sehr zu beklagen, wenn wir die Hoffnung nicht hegen dürften, die Anwendung dieser Heilmittel werde, unter dem freundlichen Beistande Gottes, welcher will, daß Allen geholfen werde, und daß sie Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, von ersprießlicher Wirkung sein. Schlügen die Mittel nicht an, dann wären es die rechten nicht gewesen, oder man dürfte wenigstens auf sie allein sich nicht beschränken. Allein es fragt sich noch immer, ob alle christlichen Lehrer dem bisher Besprochenen völlig beistimmen, und demgemäß zu verfahren gesonnen sind; es fragt sich noch gar sehr, ob, wenn auch jeder von uns, und mit uns alle unsere Mitarbeiter in Gottes Weinberge in der bezeichneten Weise recht thätig sein sollten, wir dadurch zum Ziele gelangen werden. Die Welt im Großen könnte sich ja unserer Einwirkung immer weiter entziehen; es wäre ja wohl denkbar, daß, was in einzelnen Ländern bereits zur Wirklichkeit erhoben worden ist, die Schule fast ganz, oder wirklich ganz, sich von der Kirche und ihrem Einflusse losrisse, und ihren Weg so weit ganz eigenwillig verfolgte, daß sie als höchste Aufgabe nur die Bildung der Jugend für das bürgerliche Leben betrachtete. Darum ist die gewiß nicht etwa von der Neugier, sondern von der christlichen Theilnahme eingegebene Frage gar nicht von der Hand zu weisen, was wir von der Zukunft zu erwarten haben. Wird es, wie die Aussichten jetzt stehen, besser, oder wird es schlechter werden? Ich erwarte von keiner Seite die Antwort: es wird bleiben, wie es jetzt ist, ohne daß die Welt sich zum Bessern oder zum Schlechtern wenden wird. Denn wir wissen, daß auf dem Gebiete des sittlichen und religiösen Lebens ein Stillstand gar nicht möglich ist. Es muß entweder besser werden, oder es wird immer schlechter. Hat doch kein Jahrhundert dem andern in religiöser Hinsicht völlig geglichen; steht doch die Sonne nicht einen einzigen Augenblick still, sondern steigt entweder höher am Horizonte herauf, oder geht dem Untergange zu; weiß es doch jeder aus eigner Erfahrung, daß es ihm nicht möglich gewesen ist, geistig still zu stehen; er muß entweder vorwärts, oder er wird mit Gewalt rückwärts gedrängt.

Wird's also vielleicht schlechter werden? Wird der religiöse Indifferentismus, welcher bis jetzt sehr Viele erfaßt hat, sich zuletzt

Aller ohne Ausnahme bemächtigen? Eine neue Philosophie, deren geistig-kräftige Wortführer ihre Sache mit großer Gewandtheit und mit blendenden Waffen zu führen verstehen, kündigt es offen und entschieden an, es müsse, und zwar sehr bald, die Zeit kommen, wo niemand, wenigstens kein einigermaaßen gebildeter Mensch mehr nach der Religion fragen werde; denn nicht allein das Christenthum in der Weise, wie es bis jetzt aufgefaßt worden ist, sondern auch die Religion überhaupt habe sich überlebt, und das immer weitere Verfallen des kirchlichen Lebens, worüber wir klagen, sei als der Anbruch der bessern Zeit zu begrüßen, wo die Menschen ohne Gott sein werden. Es klingt dieß allerdings fast wie bitterer Hohn; aber es ist im Munde jener Sprecher voller, entschiedener Ernst. Sie glauben wirklich, die Menschheit werde sich glücklich fühlen, wenn sie erst den Glauben an Gott und eine ewige Vorsehung, an Christus und die Welterlösung, an Unsterblichkeit und ein heiliges Gottesgericht überwunden habe; dann erst werde man das diesseitige Leben recht genießen, wenn das ewige Jenseits nicht mehr als ein drohendes Gespenst dem völlig ungebundenen Willen des Menschen entgegentrete. Sie nennen das wünschenswerth, was uns als das größte Unglück für die Menschheit erscheint; sie arbeiten offen auf das Ziel hin, vor welchem, als vor einem bodenlosen Abgrunde, wir gern unsere Brüder bewahren möchten. Es ist dieß nicht blos einmal, und nur vorübergehend ausgesprochen worden, so daß man glauben dürfte, es liege irgend ein Mißverständniß zum Grunde; nein immer wird dasselbe Lied wiederholt in einer Weise, welche über den eigentlichen Sinn gar keinen Zweifel übrig lassen kann. Gottlosigkeit — ein Wort, vor welchem wir fast schon erschrecken, Gottlosigkeit in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes, der Zustand also, wo der Mensch sich von Gott los gemacht hat, und gar nicht mehr nach ihm fragt, das ist's, was man empfiehlt. Trauernd sage ich das, nicht etwa bitter oder verdammend, da sei Gott vor! Vielleicht meint man es doch noch anders, als die Worte lauten. Wird nun diese Philosophie im weiten Kreise Anklang finden? Wird das Volk in Masse sich von Gott und aller Religion lossagen? O nein, ich befürchte es nicht. Es wohnt in der Menschennatur zu viel gesunder Sinn, es regt sich in jeder Brust noch die Ahnung wenigstens, daß der Mensch mit Gott in einer genauen Verbindung stehe, und nur Wenige werden den

großen, ach! den traurigen Schritt wagen, Gott ganz aufzugeben. Beim Lesen von dergleichen Aeußerungen, wie wir sie eben erwähnten, drängt sich unwillkürlich der heiße Wunsch auf: heiliger Glaube an einen lebendigen Gott, o bleibe du mein Erbtheil, mein Schutzgeist, mein Anker und mein Licht in finstrer Nacht! heiliger Gott, gieb du dich selbst meinem Geiste recht entschieden zu erkennen, daß ich in so trostlose Zweifel nie gerathen könne. Sei du mir nahe mit deiner Gotteskraft, dein guter Geist führe mich immerdar auf ebener Bahn!

Aber, könnte mir jemand entgegen halten, wir haben doch selbst die traurige Wahrnehmung uns nicht verschweigen können, daß ein guter Theil unserer Zeitgenossen dem religiösen Glauben ziemlich fern steht, und gegen das Heilige erkaltet ist. Deutet dieß nicht wenigstens auf die Möglichkeit hin, daß wohl der religiöse Glaube ganz aus der Welt verschwinden könne? Hierbei, meine theuern Freunde, erinnern Sie sich recht genau, daß zwischen Unglaube und religiösem Indifferentismus ein großer, ein wesentlicher Unterschied ist. Der Unglaube spricht: es ist kein Gott, und wer dennoch an Gott glaubt, der ist ein Thor. Der Indifferentismus aber läßt es dahin gestellt, ob das, was man bisher für religiöse Wahrheit ausgegeben hat, diesen Namen wirklich verdient; so weit versteigt er sich nicht, daß er den religiösen Glauben bekämpfen sollte. Daher müssen wir die Frage etwas anders fassen, nämlich so: kann nicht eine Zeit kommen, wo die Menschen noch weit allgemeiner, als es bis jetzt der Fall ist, gegen das Heilige gleichgültig werden? ist's nicht möglich, daß Alle indifferent werden? Erzählen uns doch glaubwürdige Nachrichten selbst aus einzelnen Gegenden unsers deutschen Vaterlandes, daß die Kirchen fast ganz verlassen stehen. Ward doch ganz neuerlich erzählt, daß an einem Orte, der aber freilich nicht genannt wurde, an einem Sonntage von einer zahlreichen Einwohnerschaft außer dem Pfarrer, dem Schullehrer, einigen Kindern und den Kirchenvorstehern nur 2, sage nur 2 Kirchgänger sich eingefunden hatten! Hat da die Kirche nicht bald aufgehört zu bestehen? Wie nun, wenn dieser unkirchliche Sinn, der von dem irreligiösen am Ende nicht sehr verschieden sein dürfte, seine Herrschaft weiter ausdehnte? Was an dem einen Orte wirklich ist, das muß an dem andern wenigstens als möglich zugegeben werden. Und hören wir nicht von allen Seiten Klagen darüber, daß die Unkirchlichkeit immer ge-

wöhnlicher werde, daß sie nicht blos, wie bisher, auf die Glieder der höhern Stände sich beschränke, sondern auch recht eigentlich den Geist des Volkes zu verderben anfange?

Was mich dabei tröstet, will ich Ihnen offen mittheilen. Die Unkirchlichkeit, der kirchliche Indifferentismus, hat sich zuerst nur in den höhern Ständen gefunden, bei den Menschen, welche von sich sagten: ich bin reich, und habe gar satt, und bedarf nichts. Der Wohlstand, die Ueppigkeit hatte sie gegen das Heilige gleichgültig werden lassen. Nun ahmen die Classen der bürgerlichen Gesellschaft, welche den höchsten Ständen am nächsten stehen, diesen gern nach; und wenn die Fürsten sich von der Kirche lossagen, so werden die Höflinge nicht lange mehr an dem alten Glauben festhalten. Es gehörte — ich spreche von dem, was vor etwa 50 Jahren, etwa zur Zeit der französischen Revolution Mode war — es gehörte zum guten Tone, freigeisterische Ansichten zu äußern; man glaubte auf den Ruhm einer feinen Bildung nicht Anspruch machen zu können, wenn man mit dem großen Haufen in religiöser Hinsicht denselben Glauben theilte. Für wen hat aber der Ruhm feinerer Bildung nicht etwas sehr Lockendes? Wer mag sich in den großen Haufen mit werfen lassen? Es war so äußerst bequem, sich über die Foderungen der Kirche vornehm hinwegzusetzen, und eine gewisse Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen! Wenn man so wohlfeilen Kaufes den Ruhm feinerer, höfischer Bildung erreichen konnte, warum sollte man denn nicht darauf Anspruch machen! Das böse Beispiel war gegeben und böse Beispiele verderben gute Sitten. Noch hielt der eigentliche Kern des Volkes an der Kirche und an dem religiösen Glauben fest. Aber wir können's nicht mehr abläugnen, auch in den niedern Ständen, bei vielen Gliedern der Mittelclasse hat sich jene Verirrung auch schon eingeschlichen; bei den Bewohnern mancher Städte hat das Uebel schon sehr überhand genommen. Vergleichen Sie in einer größern Handelsstadt die Zahl der sonntäglichen Kirchengänger mit der Zahl der gesammten Einwohnerschaft und Sie werden durchschnittlich nicht leicht den zehnten Theil der Einwohner in der Kirche sehen. Weit günstiger ist das Verhältniß auf dem Lande, wo man die Kirchen in der Regel noch nicht leer findet. Nur steht allerdings zu befürchten, daß diese kirchliche und diese religiöse Lauheit allmälig auch den Weg zu den Landbewohnern sich bahnen, und auch hier die Kirchen leeren

wird. Ob dieß noch aufgehalten werden kann? Vielleicht doch! Denn eine andere Erscheinung ist eben so unläugbar, die nämlich, daß gerade die Glieder der höhern Stände, die Mitglieder der gebildeten Classen wieder zum religiösen Glauben und zu der Liebe für die Kirche zurückgekehrt sind. Gewiß Sie haben dieß ebenso gut bemerkt, als ich, und verlangen deswegen einen weitern Nachweis für diese Behauptung nicht. Auch wüßte ich diesen Beweis nicht anders zu führen, als dadurch, daß ich Sie aufforderte, nur im Kreise Ihrer eignen Umgebungen sich genauer umzusehen. Wo Sie wahrhaft gebildete Leute finden, nicht blos Leute, welche von Allem etwas und doch im Ganzen wenig oder nichts verstehen, da werden Sie auch das Gesagte bestätigt sehen. Die Halbwisser sind unkirchlich, die wirklich Gebildeten machen gar kein Hehl daraus, daß sie an Gott glauben. Nun ist's allerdings möglich, daß der religiöse, wie der kirchliche Indifferentismus nach und nach alle Classen der Gesellschaft ergreift. Aber die höhern Stände haben die religiöse Gleichgültigkeit bereits überwunden. Ich sage es offen, dieser Glaube thut meinem Herzen unendlich wohl, und wenn einmal recht niederschlagende Erfahrungen mich beugen wollen, so richte ich mich an diesem Glauben wieder auf. Wir gehen sehr traurigen Zeiten entgegen, wenn sich die Befürchtung verwirklichen sollte, daß die Masse den religiösen Glauben abwerfen, und dem Indifferentismus verfallen werde. Schon aber ist die Heilung für das Uebel wieder vorhanden; von den höhern Ständen, welche das Uebel zuerst gezeugt, genährt, verbreitet haben, von ihnen wird auch die Heilung wieder kommen, wenn das Unglück wirklich noch allgemeiner, als seither, werden sollte. Gott gebe, daß ich mich nicht irre! Aber ich wiederhole es, ich glaube wenigstens nach meiner Erfahrung, daß sich die Sache wirklich so verhält, wie ich sie dargestellt habe, wenn auch gar Manche, mit denen ich darüber gesprochen, meine Ansicht nicht theilen konnten.

Doch was sind wir überhaupt so kleinmüthig? Es giebt ja einen Arzt für die kranke Menschheit, welcher ihren Zustand und ihre Bedürfnisse und die rechten Mittel kennt, wie ihr geholfen werden kann; das ist der, in dessen Dienste wir alle stehen, das ist unser Gott. Er schaut herab von seinem ewigen Throne, und sieht, was den Menschen fehlt, und weiß die rechte Arznei zu verordnen. Durch welche Mittel er der traurigen Lauheit einen Damm setzen wird, wis-

sen wir freilich nicht. Aber die Herzen der Menschen sind in seiner Hand und er lenkt ihre Gedanken wie Wasserbäche. Tausend Mittel und tausend rettende Kräfte stehen ihm zu Gebote, wo wir von allen nicht Eins wahrnehmen. Seine Langmuth ermüdet nicht, und er will die Menschen zu sich ziehen, durch lauter Güte. Will aber das Menschengeschlecht durch Güte sich nicht zur Buße leiten lassen, o dann hat er eine starke, kräftige, bittere Arznei, das ist die Noth. „Die Noth war und ist noch oft das Mittel, dessen die Vorsehung des himmlischen Vaters sich bedient, den Sünder auf das Eine, was Noth ist, aufmerksam zu machen, sie gehört zu dem Suchen des Hirten" (Lisco). Durch langes, großes Unglück kommt der oft erst wieder zur Besinnung, welcher sich ganz verirrt hatte. Das könnte wohl auch das Loos der Gesammtmasse sein, welche sich gegen das Heilige als völlig gleichgültig bezeigt. Doch ich mag kein Unglücksprophet sein, ich will mich gern in der Vermuthung irren, welche mir manchmal kommt, daß das Wort des Propheten sich nicht blos bei Einzelnen als Wahrheit darstellen werde: Herr, wenn Trübsal da ist, so suchet man dich; wenn du sie züchtigest, so rufen sie ängstiglich.

Recht fest muß unser Vertrauen auf Gottes erziehende Vatergüte sein; er weiß am Besten, wie er die Herzen der Menschen erweichen und für das Bessere gewinnen kann. Ihm sei es anheimgestellt. Natürlich aber darf unser Vertrauen kein blindes, kein unthätiges sein, denn in gewisser Hinsicht gilt das Wort überall: hilf dir selbst, dann wird Gott dir helfen. Was also in unsern Kräften steht, um den religiösen Geist unserer Zeit zu bilden, das wollen wir ja nicht vernachlässigen. Nun regt sich, wer mag das verkennen! es regt sich in unsern Tagen fast überall das Bestreben, den alten Glauben wieder zur Geltung zu erheben. Wer kennt nicht die Bestrebungen der katholischen Kirche! Rom hat von seinen Ansprüchen auf die Herrschaft über die Welt nichts aufgegeben, sondern nur klug geschwiegen, wo es seine vermeintlichen Rechte nicht geltend zu machen wußte. Jetzt scheint ihm der Zeitpunkt gekommen zu sein, wo es mit seinen Ansprüchen ziemlich offen wieder hervortreten dürfe. Dinge, welche man längere Zeit nicht gesehen hatte, werden wieder hervorgesucht; der Kampf gegen das, was Rom Unglauben nennt, wird wieder erneut. Wollen wir nun dem Römischen Pabstthume nichts Gutes zugestehen, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß die

Kirchenfürsten immer eine große Gewandtheit, einen ziemlich sichern Tact in der Behandlung der Menschen gezeigt haben, und daß sie den Zeitpunkt wohl zu wählen verstehen, wo sie einen lange gehegten Plan zur Ausführung zu bringen suchen. Demnach geht Rom, d. h. die päbstliche Hierarchie, von der Ansicht aus, die jetzige Welt sei geneigter, als je, zu dem alten Glauben wieder zurückzukehren; zu dem alten Glauben, d. h. zu der Ansicht, welche während des Mittelalters, wenigstens vor der Reformation die geltende war. Nun ist zwar die Hoffnung, welche Rom hegt, im weitesten Umfange jedenfalls eine durchaus unbegründete; allein viele betrübende Erfahrungen zeigen denn doch, daß die evangelische Kirche sehr unklug handelt, wenn sie sich für allzusicher hält. Denken Sie nur an die auffallenden Erscheinungen in England, wo neuerdings der Fall mehr als einmal sich wiederholt hat, daß selbst Diener der evangelischen Kirche, Lehrer an den Hochschulen, ihre eigne Kirche verließen, um sich durch Rom den Weg zum Himmel weisen zu lassen. Wir thun sehr Unrecht daran, wenn wir es uns fast gar nicht als möglich denken, daß jemand seine evangelische Freiheit aufgeben und sich unter das knechtische Joch des Pabstthums werde fangen lassen.

Das Pabstthum hat nie an das Wohl der Welt ernstlich gedacht, sondern immer und überall nur seinen eignen Vortheil verfolgt, und seine Diener arbeiten treulich nach denselben Grundsätzen. Ist nun die Selbstsucht an sich selbst schon etwas sehr Verwerfliches, so erscheint sie in einem doppelt niedrigen Lichte, wenn sie sogar die Religion nur als Mittel zu Verfolgung ihrer niedern, rein weltlichen Zwecke benutzt, wenn sie, wir müssen den bösen Ausdruck wohl für die böse Sache gebrauchen, wenn sie mit dem Heiligen ein freventliches Spiel treibt. Was ist's aber anders als ein freventliches Spiel, wenn jemand das Andern als religiöse Wahrheit empfiehlt oder bei Verlust ihrer Seligkeit aufbürdet, wovon er selbst in seinem Innern nicht überzeugt ist, worüber er selbst in seinem Herzen spottet? Daß dieß öfters vorgekommen ist, lehrt leider die Geschichte an unwiderleglichen Beispielen. Wir brauchen nicht bis in die Zeit der Pharisäer zurückzugehen, welche dem Volke unerträgliche Lasten auferlegten und dieselben mit keinem Finger anrühren wollten, welche in jedem Tadel, den sie über fremden Unglauben aussprachen, sich zweimal verurtheilten. Wir können Belege für die traurige Wahrheit

aus der Geschichte der christlichen Kirche hernehmen, und auf den entschiedenen Unglauben hinverweisen, welcher gar oft, namentlich aber kurz vor der Reformation bei den Römischen Päbsten herrschte; wir können statt aller sonstigen Belege nur an die wohlbekannten Worte eines Pabstes (Leo X.) erinnern, welcher im Gespräche mit einem seiner Vertrauten sich der Worte nicht schämte: „Die Fabel von Christo hat uns doch viel Geld eingebracht." Wir sind innerlich fest überzeugt, bei einem Sündenleben, wie es Alexander VI., und vor und nach ihm noch gar manche Päbste führten, konnte am Römischen Hofe vom christlichen Glauben fast keine Spur mehr sein. Und doch sollte von Rom aus der christliche Glaube geschützt werden? Doch schleuderte der Römische Bischof seine Verfluchungen nach allen Seiten hin über die Ungläubigen und die Ketzer aus? O welcher furchtbare Widerspruch! welche Sünde gegen den heiligen Geist! Ob nur jene Menschen nicht vor sich selbst erschracken, wenn sie Andern schonungslos die Rache Gottes ankündigten wegen Sünden, welche von niemanden ungescheuter begangen wurden, als von ihnen selbst!

Doch sehen wir uns vor, daß nicht Aehnliches auch in unserer Kirche und in unserer Zeit sich wiederhole. Ich habe bereits vorhin erwähnt, daß die höhern Stände den religiösen Indifferentismus überwunden zu haben scheinen. Sie geben dieß auf mancherlei Weise zu erkennen. Sie sind kirchlicher geworden, d. h. sie enthalten sich nicht allein aller Spöttereien und aller feindseligen Angriffe auf die Kirche, worin sich in früherer Zeit gar viele Glieder der höhern Stände gefielen; sondern sie äußern auch ihre Achtung gegen die Kirche dadurch, daß sie den öffentlichen Gottesdienst häufig, vielleicht regelmäßig besuchen, von Zeit zu Zeit bei dem Abendmahl erscheinen, und, wo Fragen verhandelt werden, welche das Interesse der Kirche berühren, sich häufig zu Gunsten der Kirche aussprechen. Bei den Meisten ist dieß ehrlich gemeint, die Religion ist ihnen wirklich Herzenssache. Man sieht dieß daraus, daß sie sich überall völlig gleich bleiben, daß sie im engern Kreise naher Bekannten sich nicht anders äußern, als in größern, gemischten Gesellschaften, daß auch ihr häusliches Leben demgemäß eingerichtet ist, und vor Allem, daß sie nicht grobe, entschiedene Lieblingssünden sich neben ihren frommen Aeußerungen erlauben. Wenn sie nun selbst durchaus kirchlich gesinnt sich zeigen, so können wir uns darüber nur freuen, sobald sie den Glau-

ben, welcher in ihrem Herzen wohnt, auch bei ihren Umgebungen zu befördern bemüht sind. Ist ihr ganzes Innere wirklich überzeugt, dann fehlt bei ihnen auch die rechte Wärme, die rechte Milde nicht; dann trauern sie wohl, wo sie auf völlig entgegengesetzte Ansichten stoßen, aber sie verfolgen, sie verdammen, sie verketzern nicht. Sie freuen sich, wenn ihre Ansicht weitere Geltung findet, aber sie erlauben sich in keinem Falle hierzu ungerechte Mittel, weil sie den Grundsatz, der Zweck heilige das Mittel, in seinem ganzen sitten- und seelenverderblichen Umfange zu würdigen verstehen. Ich wünsche der Kirche manchmal im Stillen Glück dazu, wenn ich bemerke, wie die angesehensten Männer sich über die Kirche nie anders als mit Ehrerbietung äußern; ich hoffe, auch in dem kleinen Kreise, wo ich zunächst zu wirken berufen bin, muß es allmälig immer besser werden, da die wissenschaftlich Tüchtigsten, die gebildetsten Männer ihre ungeheuchelte Liebe zur Kirche auf mancherlei Weise bethätigen.

So weit wären die Aussichten durchaus günstig. Aber wohl nicht mit Unrecht ist sehr oft darauf hingewiesen worden, daß, wie ehemals der Unglaube oder der Indifferentismus unter den höhern Ständen an der Mode war, jetzt theilweise das Gegentheil Mode werden könne, oder schon Mode geworden sei, nämlich das Erheucheln einer kirchlichen und frommen Gesinnung. Man will es an gewissen, untrüglichen Kennzeichen wahrgenommen haben, daß das fromme Bekenntniß nicht überall aus dem Herzen stamme, sondern lediglich von der Klugheit, von einer feinen Berechnung eingegeben sei. Zu diesen untrüglichen Kennzeichen gehört theils die Bitterkeit, mit welcher der fremde Glaube gebranndmarkt und als gefährlich verschrieen wird; theils das eigne unsittliche Leben, wo das entschiedene Bekenntniß auch das reine Herz und den reinen Wandel selbst ersetzen soll; theils der Umstand, daß nicht selbstständige, selbstüberzeugte Männer gern gesehen sind, welche von ihrer religiösen Ueberzeugung Rechenschaft zu geben wissen, sondern daß man Männer sucht und befördert, welche sich zu schmiegen und zu biegen wissen, Männer, denen es am Ende nicht darauf ankommt, den eignen Glauben zu verläugnen und abzuändern, oder sich zu blinden Werkzeugen herzugeben, wenn der mächtige einflußreiche Gönner dieß verlangt. Wo diese Merkmale zusammentreffen, da müssen wir freilich wohl das Zugeständniß machen, nicht blos von der Römischen Hierarchie, son-

dern auch von einzelnen Gliedern unsrer evangelischen Kirche wird mit dem Heiligen ein freventlich Spiel getrieben; man betrachtet die Religion lediglich als ein Mittel, um die eigennützigen, oft sehr niedrigen Zwecke zu verfolgen. Diese können verschiedener Art sein. Entweder man will sich bei dem wahrhaft frommen Fürsten dadurch empfehlen, daß man den Anschein annimmt, als stimme man mit seinen religiösen Ansichten ganz überein; oder man hofft, theilweise wenigstens, eine Wiederkehr der ehemals ziemlich unumschränkten Gewalt über die niedern Volksclassen, wenn nur erst ein blinder Glaube in religiösen Angelegenheiten wieder allgemein verbreitet sein werde; oder man will nur die Blicke des urtheilenden Publicums dadurch von dem eignen Sündenleben hinwegrichten, daß man sich mit dem Scheine einer besondern Gläubigkeit umgiebt; oder endlich man meint wirklich, es sei möglich, Gott dadurch genug zu thun, daß man, wenn auch ohne eigne religiöse Ueberzeugung, die Zwecke der Kirche fördert, während man einzelne Lieblingssünden sich fort und fort erlaubt. Nun könnte freilich jemand sprechen: ists bei diesen Menschen nicht rechter Ernst, sondern leitet sie nur der Eigennutz und die kluge Berechnung, nun so haben sie, die Heuchler, es vor ihrem Gewissen und vor Gott zu verantworten; für die Kirche ist's aber doch gut, daß sie geschützt und gefördert wird, es sei nun in wahrer oder blos in erheuchelter Liebe. Dann würde aber ich wenigstens, und gewiß Sie alle mit mir, damit mich nicht einverstanden erklären können, denn „was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde;" aus der Sünde aber kann etwas Gutes nicht entspringen, und eine schlechte Saat bringt nothwendig auch eine schlechte Frucht. Ein ehrlicher Gegner ist mir lieber, als ein heuchlerischer Freund, und von ihren entschiedenen Feinden hat die Kirche soviel nicht zu befürchten, als von denen, welche die Kirche und die Religion nur als Deckmantel ihrer Bosheit benutzen, welche mit dem Heiligen ein freventliches Spiel treiben. Wäre es nun wirklich wahr, daß die Heuchelei, von welcher wir sprachen, sich bei den höhern Ständen gar nicht selten finde (was ich jedoch nicht fürchte, obschon es in einzelnen Fällen zugegeben werden muß), dann stünde es in der That traurig um die Zukunft, dann wäre die Gefahr sehr groß, daß die Welt nicht etwa zum Glauben, sondern zum heuchlerischen Aberglauben oder zur abergläubischen Heuchelei zurückzukehren im Begriffe stehe, und davor

wolle uns Gott in Gnaden bewahren, daß wir Andern etwas als heilig empfehlen, wovon wir in unserm Innern nicht selbst auf das Festeste überzeugt sind, worüber wir wohl gar im Herzen spotten.

Doch gewiß das sind nur Ausnahmen. Spricht man sich in den höhern Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft für die Kirche warm und entschieden aus, so kommt dieß bei den Allermeisten aus dem Herzen. Darüber wollen wir uns von ganzer Seele freuen, und diese Erscheinung als das Vorzeichen einer bessern, gläubigern Zeit für die gesammte Christenwelt begrüßen. Und sollten wir auch darin uns täuschen, sollte gegen unser Hoffen die religiöse Gleichgültigkeit wirklich in noch weiterem Umfange herrschend werden: auch dann soll unser Vertrauen zu dem Herrn der Kirche nicht wanken, auch dann wollen wir gläubig sprechen: Du, Herr, weißt Mittel und Wege, um den Menschen zu finden, du vermagst die kalten Herzen wieder zu erwärmen, und die Entfremdeten wieder zu gewinnen! Weil wir aber, vermöge unsers Amtes, vorzugsweise berufen sind, im Dienste des Herrn der Kirche zu arbeiten, so wollen wir nicht müde werden zu rufen und zu ermahnen. Reicht dann unsere Stimme nicht über unsere nächsten Umgebungen hinaus, nun so wollen wir treu arbeiten, daß die Herzen hier wenigstens offen seien zu seinem Empfange. Dazu stärke uns Gott, der freundliche, daß wir schaffen, was vor ihm gefällig ist. Amen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Siebenhaar, Friedrich Otto,

Der religiöse Indifferentismus, die Krankheit unserer Zeit ein Cyclus von Reden an Geistliche und Schullehrer

Leipzig 1842

Polem. 2571 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10776574-1